
JOHANNES VON KUNOWSKI
In Ost und West wir stehen fest
K. THIENEMANNS VERLAG · STUTTGART

In Ost und West – wir stehen fest

Nach Erlebnisberichten der P. K.
von Johannes von Kunowski

Mit vielen Originalfotos



K. Thienemanns Verlag in Stuttgart

Bilder von
Presse-Hoffmann, Berlin / Scherl-Bilderdienst, Berlin
und 2 Privataufnahmen

6.—11. Tausend
Gedruckt 1940 bei J. F. Steinkopf, Stuttgart
Printed in Germany

Im Kampf gegen die Übermacht

Das war am 9. September in Polen.

Immer mehr richtete sich der stürmische Vormarsch unserer Truppen gegen die Hauptstadt des Feindes, gegen Warschau. Unsere Flieger hatten den vorrückenden Truppen den Weg gebahnt. Vor stießen die Panzerwagen ins weite polnische Land, und ihnen folgten die langen grauen Kolonnen, die wackere Infanterie, die Kilometer auf Kilometer fraß und das Letzte hergab. Division schloß sich an Division, Regiment an Regiment.

Infanterie, Artillerie, vorwärts, nur vorwärts heißt die Parole. Es ist die 8. Armee des Generalobersten Blaskowitz, die tief gestaffelt gegen Warschau vorrückt. Sie deckt gleichzeitig die linke Flanke der 10. Armee, die von General von Reichenau geführt wird.

Immer bedrohlicher wird die Lage für die auf fast allen Punkten weichenden Polen. Sie werden in gewaltig ausholendem Schwunge der Flanken umzingelt, zusammengepreßt. Sie fühlen, daß es zum Letzten geht, ihre Führung ist völlig kopflos. Alles scheint bei ihnen ein wirres Durcheinander. So sehen sie ihr Schicksal sich unabweisbar vollziehen. Sie bäumen sich auf, leisten gelegentlich Widerstand. Aber sie sind ohnmächtig. Die deutschen Klammern sind eisern. Sie holen immer weiter aus, sie lassen nicht Mann noch Roß noch Wagen entschlüpfen.

Die Division des Generalleutnants von Briesen ist hart am Feind, treibt ihn vor sich her. Vernichtet, was sich ihrem Zug entgegenstellt.

Da ist polnische Infanterie, ein Bataillon, das sich an einem Waldrande festsetzte und nun verzweifelt das Feuer eröffnet. Links

daneben hat eine Batterie abgeprotzt und schießt auf die anmarschierenden Kolonnen. Die Schüsse liegen wieder einmal zu hoch, der feurige Segen geht zumeist über die Marschierenden hinweg, gräbt sich jenseits der Straße mit dumpfem Aufschlag in den Acker, explodiert, wirft in ohnmächtigem Zorn die Erdklumpen hoch in die Luft.

Die deutschen Maschinengewehre bleiben die Antwort nicht schuldig. Sie bellen an gegen die Polen am Waldessaum, und ihre Feuergarben liegen nicht zu hoch! Ein paar Gruppen entwickeln sich, setzen in langen Sprüngen über das Feld gegen die Infanterie am Walde.

Springen, werfen sich nieder, ducken sich fest in jede Erdfalte. Und kaum daß sie liegen, hämmern auch schon ihre Maschinengewehre in wütenden Feuerstößen. Drüben werfen Polen die Hände in die Luft, stürzen zu Boden. Und schon beim nächsten Sprung unserer Infanteristen geben sie ihre Stellung auf. Weichen in den schützenden Wald zurück. Grau liegen die Gefallenen vor den Büschen am Walde.

Auch die Artillerie schweigt. Unsere Kanoniere setzen einige wohlgezielte Schüsse in ihre Reihen. Die Polen lassen alles stehen und liegen, Geschütze, Protzen, Munition. Strängen die Pferde aus, werfen sich auf die Tiere. Bearbeiten ihre Flanken mit den Stiefelabsätzen und haben die Zügel in beiden Händen weit nach vorwärts geöffnet. Dann drängen sie mit den Schenkeln nach, fluchen. Galopp, ab, hinein in den Wald. Sie reiten wie um ihr Leben.

Jetzt stehen Deutsche bei den Geschützen. Nicht schlecht, das Material. Eine gute Feuerleitung, dann hätten sie allerlei Schaden anrichten können. Von irgendwo wiehert ein Pferd. Es steckt seinen Kopf durch die Büsche, wittert mit schnaubenden Nüstern zu den Deutschen herüber. Seinen Reiter warf es weiter drinnen im Walde an einem Baume ab. Es war ein empfindliches Tier, ein

Offiziersreitpferd, das diese hämmernden Hacken des rohen wolhynischen Kanoniers in seinen Flanken nicht lange gelitten hat.

Vorwärts, weiter. Ade, auch du Pferd. Vorbei ist die Episode.

Die Division von Briesen marschiert und marschiert. Es ist ein großer Raum, den sie zu decken hat, viele Kilometer.

Melder kommen von der Spitze. Atemlos. Eingehüllt in einen dichten Nebel von Staub.

Es gibt da vorn ernsthaften Widerstand!

Im Stabe des Generals fahren suchende Finger über die Karten. „Bielawy - Piatek - Leszyca, in diesem Dreh muß es sein. Bei Leszyca ist ein Infanterieregiment der Division auf heftigen Widerstand gestoßen. Es ist mit dem Feind im Gefecht."

Der General stutzt. Leszyca - da fließt die Bzura! Hat sie der Feind von neuem überschritten? Von überall her war doch sein Rückzug gemeldet?

Langsam klärt sich die Lage. Neue Melder treffen ein, die Berichte beginnen sich zu überstürzen. Dann aber schält sich die Lage so heraus: Die Division ist in eine böse Klemme geraten. Wider alles Erwarten und ganz gegen seine sonstige Gewohnheit hat sich der Feind zu einem größeren, hartnäckigen Widerstand durchgerungen. Vier polnische Divisionen und mehrere Kavalleriebrigaden versuchen allen Ernstes einen Durchbruch. Sie wissen drüben, daß es nun um das Letzte geht. In kürzester Zeit ist sonst den Deutschen die Abriegelung und Umklammerung gelungen, die Waffenstreckung bleibt das traurige Ende.

Vier polnische Divisionen und mehrere Kavalleriebrigaden gegen die eine, weit auseinandergezogene deutsche Division von Briesen!

Das sieht zunächst verteufelt aus. Man hat schon Grund zum Fluchen. Soeben kommen neue Meldungen. Starke polnische Kräfte, Kavallerieverbände, einige Batterien, Kampfwagen haben die dünnen Reihen der Deutschen bereits durchstoßen. Vorn, beim Städtchen Leszyca steht das deutsche Infanterieregiment in schwer-

stem Kampf gegen eine vielfache Übermacht. Und zwischen diesem Regiment und den übrigen Truppenverbänden der Division klafft eine Lücke von zehn Kilometer Breite! Auf diese Lücke aber zielt im Großen der Durchbruchsversuch der Polen!

Der General von Briesen nickt den Offizieren seines Stabes zu. Sie wissen nun alle, um was es geht. Sie müssen standhalten, so schwach ihre Kräfte auch sein mögen. Dieser Durchbruchsversuch muß unter allen Umständen abgewiesen werden. „Muß", das ist dieses soldatische „Muß", gegen das es einfach kein „Wenn" und kein „Aber" geben kann. Das ist dieses eiserne „Muß", das des Großen Friedrich Soldaten sich gegen eine Welt von Feinden siegreich behaupten ließ, es ist dieses „Muß", das im Großen Kriege unsere Feldgrauen befähigte, noch im letzten Kriegsjahr nach tagelangem Trommelfeuer sich in dünnen Reihen aus den Gräben zu erheben, wenn dann der übermächtige feindliche Angriff einsetzte, und diesen Angriff wieder und wieder abzuschlagen. Von Generation zu Generation unserer Soldaten vererbte sich dieses gewaltige, heldische „Muß", und unsere Kämpfer von 1939 in Polen sind vom gleichen Geiste beseelt. Sie binden die Kinnriemen des Stahlhelmes fester. Packen Gewehr und MG.... Sie müssen, und werden!

Es geht zur Nacht. Schatten fallen ein, grau verschwimmt der Feind vor Kimme und Korn. Immer mehr vereint sich der gegnerische Angriff auf die breite Lücke zwischen der Division. Unsere schwachen Einheiten müssen sich verzehnfachen, um überall standzuhalten.

Ganz vorn, bei dem Regiment vor dem Städtchen Leszyca sieht es indessen nicht weniger bedrohlich aus. Der Feind ist tatsächlich über die Bzura vorgegangen. Aber kommen hier auch zehn Polen auf einen Deutschen, das Regiment hält, es wirft den Feind sogar wieder über den Fluß zurück.

„Munition sparen, jeder Schuß muß sitzen", läuft es durch die Reihen dieser tapferen Kämpfer. Es besteht keine Verbindung mehr

nach hinten, mit der Division, es kann kein Nachschub, keine Verstärkung und keine Munition herankommen. Da gilt es Patronen sparen, jeder Schuß darf nur ein Treffer sein.

Im Städtchen selbst kommt es auf dem Markt, in den schmalen Straßen zu schweren Kämpfen. Aus den Türnischen, aus Mauerwinkeln, aus den Fenstern, von den Dächern schießen die Polen auf die eindringenden Deutschen. Es sind nicht nur Soldaten, diese Schützen. Man hat selbst Jungen von fünfzehn Jahren Waffen in die Hand gedrückt. Und so schwingen allerlei dunkle Gestalten Gewehre und Pistolen. Es ist ein wahres Glück, daß es um die Schießkünste dieser Burschen nicht allzugut bestellt ist. Haus wird nach Haus genommen. Dumpf poltern Gewehrkolben gegen verschlossene Türen. Die Polen werfen die Hände hoch, wenn ein deutscher Stoßtrupp eindringt. Vor den deutschen Bajonetten stolpern kleine Trupps von Gefangenen durch die Straßen. Soldaten, Zivilisten, bunt durcheinander. Aber es sind der Wächter zu wenige. Immer wieder versteht es einer dieser Gesellen, sich in einem unbewachten Augenblick davonzumachen. Sie raffen irgendwo von neuem eine Waffe auf, stoßen wieder zu den Ihren, knallen von neuem. Und die Deutschen brauchen jedes Gewehr. Da gilt es hart sein, Franktireurgesindel verdient keine Gnade.

In und um Leszyca stehen jetzt wohl rund eine und eine halbe polnische Division, die Heckenschützen gar nicht zu rechnen. Und ihnen allen trotzt noch immer dieses eine deutsche Infanterieregiment! Wahrlich, ein jeder dieser deutschen Soldaten ist ein ganzer Kerl, ein prächtiger Soldat, würdig der großen kriegerischen Taten seiner Vorfahren!

Als es zum Abend geht, muß sich der Regimentskommandeur blutenden Herzens dazu entschließen, seine Soldaten zurückzunehmen. Die Munition ist in so beängstigender Weise zusammengeschmolzen, daß es nunmehr nur noch eine letzte, eiserne Reserve zu behalten gilt. Das Regiment zieht sich auf sieben Kilometer

südlich der Stadt zurück. Die Verwundeten werden verbunden, die restliche Munition wird gleichmäßig aufgeteilt. Und - aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Bei Gott nicht! Und morgen ist auch noch ein Tag!

Bei der Division selbst dauern die polnischen Angriffe auch die ganze Nacht über an. Hier gilt es die zehn Kilometer breite Lücke zu halten, koste es, was es wolle.

Überläufer tauchen aus dem Dunkel der Nacht auf. Sie werden zum Stabe gebracht. Ihre Berichte überstürzen sich. Sie lassen sich willig ausfragen, geben ihr karges Wissen preis. Für sie soll nach ihrem Willen dieser vermaledeite Krieg nun zu Ende sein. Gleich, sofort. Nur dieses Verhör noch. Sie radebrechen ihre Aussagen, und ihre Augen stieren dabei nach hinten in das Dunkel, dorthin, wohin sie streben, in die Ruhe, weit hinter der Feuerlinie. Wo es endlich nicht mehr hämmert und dröhnt, wo die MG.-Garben nicht mehr wie die Bienen um die Ohren summen oder in schwerem Aufschlag Artilleriegeschosse Erde und Menschen zerfetzen.

Diese Überläufer, diese Zerrbilder von Soldaten, berichten. Die Polen stehen bereits in der Flanke der Division, sie wollen sogar wissen, daß sich einzelne Verbände schon im Rücken der Deutschen befinden. Sie denken nicht daran, daß ihnen damit auch der sichere Weg in die Gefangenschaft verbaut wäre. So weit denken diese jämmerlichen Gesellen nicht, sie radebrechen nur ohne Unterlaß.

All das klingt bedrohlich. Und es scheinen leider keine Phantastereien zu sein, es ist kein bloßes Wichtigmachen. Die Tatsachen scheinen diesen Burschen sogar Recht zu geben. Lebhaftes Feuer dringt von Westen herüber. Wird dieser Keil von den Polen dank ihrer Übermacht weiter vorgeschoben, dann ist die Division zersplittert, ist der feindliche Durchbruch gelungen.

Der General von Briesen stammt aus einer alten Soldatenfamilie. Sein Vater fiel im Weltkrieg als General im November 1914 hier in Polen bei Brzeziny, wo damals dem „Vater Litz-

mann" sein berühmter Durchbruch gelang. Das liegt nun bald auf den Tag um fünfundzwanzig Jahre zurück, dieser gelungene Durchbruch der Deutschen.

Der General von Briesen hat ein eckiges, hartes Gesicht in dieser Nacht. Scharf laufen zwei tiefe Falten von der Nase abwärts zu den Winkeln des Mundes. Er ist eisern, dieser deutsche General, eisern, wie seine Leute, wie die ganze Division.

Und weil der Angriff nach einer alten Soldatenweisheit noch immer die beste Abwehr ist, entschließt sich General von Briesen für die Frühe des nächsten Tages zum Gegenangriff. Er wird sich diesen über drei Divisionen Polen mit seinen paar Bataillonen entgegenstellen, er wird sie sogar angreifen, er wird sie werfen!

Für fünf Uhr morgens ist der deutsche Gegenangriff angesetzt. Eben noch hat ein Überläufer gemeldet, daß die Polen mit ihren gesamten drei Divisionen für den Vormittag einen vernichtenden Generalangriff planen.

„Da werden wir eben wieder einmal etwas früher aufstehen und ihnen um ein paar gute Naselängen zuvorkommen", sagt ein Hauptmann zu seinem Leutnant. Der lacht, vertreibt alles Gedrücktsein, das ihn überkommen will, wenn er an die Lücken denkt, die der vergangene Tag seinem Zug riß.

Mit fünf Bataillonen geht morgens um fünf Uhr der Angriff gegen den Feind in westlicher Richtung vor sich. Die Polen sind zunächst wie erstarrt, als sie diese kleinen Häuflein Deutscher gegen ihre gewaltige Übermacht antreten sehen. Sie selbst wären in der gleichen Lage schon weit über alle Berge gewesen. Dann aber ermannen sie sich, raffen sich auf. Drängen von Norden und Nordwesten auf die Deutschen. Aber der General von Briesen ist auf der Hut. Er befiehlt eine Frontschwenkung, noch ist alles zu gewinnen, wenn auch der Feind tatsächlich seine tapferen Bataillone teilweise umgangen hatte.

Er steht mitten im Kugelregen, dieser deutsche General und

Divisionskommandeur. Hoch aufgereckt gibt er seine Befehle, er achtet nicht der einschlagenden Geschosse. „Wir müssen den Feind halten, so oder so", hämmert es in seinem Hirn. Und wieder: „Wir müssen ..."

Da schlägt dicht neben ihm eine Granate ein. Erde spritzt auf, zackige Eisenbrocken fahren schneidend durch die Lüfte. Ein Sprengstück trifft den General am rechten Unterarm.

Er ist eher verwundert als bestürzt über diese Verwundung. Er hat jetzt gar keine Zeit für solche persönlichen, nebensächlichen Dinge. Was gilt sein Blut, jetzt da es um Leben und Sterben der Tapferen seiner Division geht! Man legt dem Widerstrebenden einen flüchtigen Notverband an. Er weicht nicht vom Kampfplatz. Prächtig, wie seine Bataillone vorgehen! Das, was er sein Leben lang als Offizier und Soldatenausbilder gelehrt und vorgelebt hatte, das sieht er hier in schwerer Stunde in höchster Bewährung. Das sind seine Soldaten, die dort vorgehen, die den Feind halten. Er hat sein Leben nicht umsonst gelebt.

Tatsächlich, das beinahe Unfaßbare geschieht. Die Deutschen kommen vorwärts, sie weisen sogar die nun einsetzenden heftigen Vorstöße der sich in ihrer Überzahl stark fühlenden Polen zurück.

Die Division von Briesen hält stand. Der Durchbruchsversuch der Polen wird abgewiesen. Die Division schließt die Lücke und hält durch, bis Verstärkung kommt.

Erst als die Schlacht steht, als es sich klar herausstellt, daß seine Truppen nun nicht mehr zum Weichen zu bringen und die Absichten des Feindes vereitelt sind, verläßt der General von Briesen das Schlachtfeld und begibt sich zu einem Lazarett, um sich dort die Wunde behandeln und den Arm sachgerecht verbinden zu lassen.

Den Arm in der Binde, Stolz in den hellen Soldatenaugen, kann er dann später seinem Oberbefehlshaber und Führer von den Heldentaten seiner Truppen berichten, kann melden, daß seine Division im schwersten Kampfe gegen eine vielfache Übermacht standgehalten hat,

daß kein Glied in der gewaltigen Kette riß, die die Polen enger und enger umschnürte und sie zur endlichen Waffenstreckung zwang.

Der Führer hat dann dieses heldenmütige Standhalten der Division von Briesen und das beispielhafte Verhalten ihres Kommandeurs in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939 gewürdigt. Als äußeres Zeichen der Anerkennung wurde dem Generalleutnant von Briesen das Ritterkreuz verliehen. Er und die Taten seiner wackeren Soldaten aber gingen ein in die Unsterblichkeit der Geschichte des deutschen Heeres.

Das Husarenstück von Lomza

Wenn man von einem Husarenstück liest, dann glaubt man, daß ein junger verwegener Reitersmann da eine überraschende, rühmliche Tat begangen hat. In diesem Falle aber ist der Held dieses Stückes kein junger Husar, sondern ein Infanterist, und ein alter noch dazu, ein Landwehroffizier. Bei solchen Taten aber kommt es vornehmlich auf den Geist an, der sie ausführen läßt, und echten, verwegenen Husarengeist bewies auch der Leutnant der Landwehr Franz Klingenfeld, als er bei Beginn des polnischen Feldzuges mit schneller und kaltblütiger Entschlossenheit die Befestigungen von Lomza von rückwärts angriff und durch sein Draufgängertum zu Fall brachte. Der Leutnant der Landwehr Franz Klingenfeld ist eine echte Kämpfernatur. Schon den Weltkrieg machte er von 1914-1918 als Gefreiter mit. Als rechter Ostpreuße blieb er der Heimat durch sein Wirken als Ortsgruppenleiter der NSDAP. in Lyck und als Kreisamtsleiter des Bundes Deutscher Osten eng verbunden. Als das Memelland nach langer Trennung heimkehrte zum Reich, war es Franz Klingenfeld, der im Memelgebiet die Ortsgruppen aufbaute.

So hat sein Leben stets im Zeichen des Dienstes an seinem Volk gestanden. Als der Krieg ausbrach, war er 43 Jahre alt, und es war für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß auch er ins Feld rückte, denn mit diesem Nachbarn Polen hatte er durch lange Jahre seine eigenen, höchst unerfreulichen Erfahrungen gemacht. Es ging um das Schicksal des deutschen Ostens.

Als Leutnant der Landwehr rückt Klingenfeld zur Landwehrbrigade Lötzen ein, deren Anteil an den ersten Kämpfen im deutsch-polnischen Feldzug rühmlichst bekannt wurde.

Die Festung Lomza war es, die im dortigen Abschnitt dem Vorrücken der Deutschen Halt gebieten wollte. Riesige Befestigungen und Bunkeranlagen machten diese Festung zu einem schweren Brocken, den die Deutschen nicht so ohne weiteres übernehmen konnten. Die deutsche Führung überlegte deshalb, wie man sich wohl am schnellsten und unblutigsten in den Besitz dieses Hindernisses setzen könnte, das tatsächlich geeignet erschien, den stürmischen Vormarsch unserer Truppen im dortigen Abschnitt aufzuhalten. Ein kühner Handstreich sollte hier rasche und gründliche Entscheidung bringen. Unter diesen Landwehroffizieren und ihren Kompanien aber erschien der alte Weltkriegskämpfer Franz Klingenfeld besonders geeignet, die Überrumpelung vorzunehmen.

Die Aufgabe wurde also gestellt, die notwendigen Einzelheiten besprochen. Der Leutnant Klingenfeld ist guter Dinge, denn so ein Auftrag, das war so recht etwas für sein kampffrohes Herz.

Der Handstreich sollte in der Dämmerung vor sich gehen, hatte man festgelegt. Die 14. Kompanie des Leutnants Klingenfeld hatte durch Spähtrupps festgestellt, daß das Fort III im Nordwesten der Befestigungen von Lomza am schwächsten bestückt war. Hier sollte die Überrumpelung steigen.

Ein langes Dorf zog sich bis dicht an die Außenwälle dieses Forts heran. In sorgfältiger Deckung schiebt Klingenfeld seine Landwehrmänner in dieses Dorf, als gerade die Dämmerung langsam fällt.

Die Häuser sollen gute Deckung geben, aber plötzlich bricht es von allen Seiten los. Polnische Soldaten, Insurgenten, Heckenschützen knallen mit leichten Maschinengewehren und Gewehren aus den Gärten der Häuser. Selbst von den Bäumen pfeift es herab.

Leutnant Klingenfeld hat nicht viel Zeit, sich mit diesem Gesindel abzugeben. Es gibt nur einen kurzen Schußwechsel. Ein paar Schützen purzeln schwer aus dem Geäst der Bäume. Das große Aufräumen müssen diese Landwehrleute ihren nachkommenden Kameraden überlassen. Sie müssen weiter, ihrer harrt ja eine ganz besondere Aufgabe.

Ohne sich also beirren oder aufhalten zu lassen, bricht der Leutnant mit seiner Kompanie durch das Dorf. In raschem Vorwärtsdrängen wird der Ortsausgang erreicht, ganz dicht haben sie sich schon an das Fort III herangeschoben, da setzt es an diesem Ortsausgang mit einem Male heftiges Maschinengewehrfeuer von drüben.

Es ist jetzt gegen ein halb sieben Uhr. Sie müssen sich ranhalten, wenn alles auftragsgemäß durchgeführt werden soll.

„Leutnant Schmidt auf Stoßtrupp."

Klingenfeld denkt zurück an seine Zeit im Großen Kriege, wie er im Westen selbst oft genug bei einem solchen Stoßtruppunternehmen mit dabei gewesen ist. Am liebsten würde er auch diesmal wieder den Stoßtrupp selbst führen. Aber das geht nicht. Er hat die Kompanie zu führen, er ist für das Gelingen des ganzen Unternehmens verantwortlich. Also muß er sich bescheiden.

Er sieht den Davonschleichenden nach. Stoßtrupp – das ist die höchste Bewährung des Infanteristen. Das erfordert ganze Kerle, dabei geht es um das Letzte.

Noch immer rattern von drüben die Maschinengewehre. Ein Mann neben dem Leutnant greift plötzlich in die Luft. Schwer poltert sein Gewehr zu Boden. Es hat ihn erwischt. Auch andere Verluste treten ein. Schweren Herzens zieht Leutnant Klingenfeld

die Kompanie zurück. Er muß für kurze Zeit aus diesem Feuerbereich, es ist sinnlos, hier die Leute zu opfern, bevor noch die Meldungen des Stoßtrupps eintreffen.

Durch das Dunkel schleicht eine Gestalt näher. Melder vom Spähtrupp. Endlich. Klingenfeld atmet erleichtert auf.

Was er dann aber zu hören bekommt, das treibt ihm das Blut schneller durch die Adern. Jetzt kommt die große Stunde. Der Leutnant Schmidt läßt melden, daß es trotz des schweren Maschinengewehrfeuers gelungen ist, zwei der Bunker zu nehmen.

Nun aber vorwärts! Im Schutze der inzwischen eingetretenen Dunkelheit geht seine Kompanie vor. Es ist eine Fabel, daß Klingenfeld hierbei mit „entladenem Gewehr" vorging, da er verhindern wollte, daß der Feind auf die drohende Überrumpelung etwa dadurch aufmerksam werden konnte, daß seine Leute vorzeitig feuerten. Klingenfeld und seine Landwehrleute hatten vielmehr ihre Gewehre in der üblichen Weise gesichert. Daß kein vorzeitiger Schuß abgegeben wurde, dafür bot die glänzende Disziplin dieser Landwehrmänner die Gewähr, die sich völlig still und ohne einen Schuß abzufeuern auf das Fort zu bewegten.

Der kühne Handstreich gelingt. Ohne neuere Verluste dringt Klingenfeld in das Fort ein.

Nun gilt es, das Fort vom Feinde zu säubern. Ein kurzer Kampf von Mann zu Mann entspinnt sich, aber die Polen geben den Widerstand bald auf. Sie werfen die Waffen weg, lassen sich gefangen nehmen.

Dem Leutnant und seinen Leuten aber ist dieser schöne Erfolg noch nicht genug. In raschem Vorstoß brechen sie über das erste Angriffsziel hinweg bis vor an den Narew.

Nachdem aber das Fort III in den Händen der Deutschen ist, ist auch das Schicksal der ganzen von den Polen für unüberwindlich gehaltenen Festung Lomza entschieden. Noch speit aus den übrigen Forts ein Feuerregen über die anstürmenden Deutschen. Was aber

deutsche Landwehrleute einmal eroberten, das halten sie auch. Hatten sie eben bewiesen, daß sie es im kühnen Sturm auch mit den jüngeren Kameraden jederzeit aufnahmen, so zeigten sie jetzt die Beharrlichkeit des älteren Mannes, wie sie es selbst zum Teil schon einmal in den Gräben des Westens im letzten Jahr des Weltkrieges bewiesen hatten.

In der Vorstadt ist durch den Beschuß ein Feuer ausgekommen. Die mit dem Leutnant Klingenfeld von der Führung vereinbarten Leuchtraketenzeichen sind nicht zu erkennen. Man ist bei der Führung über das Schicksal der 14. Kompanie zunächst noch im Unklaren. Man weiß nicht, ob es ihr geglückt ist, wie vereinbart, das Fort III in kühnem Handstreich zu nehmen. Mit diesem Fort aber war der Schlüssel für die ganze Festung gegeben.

Erst gegen Mitternacht trifft bei der Führung die ersehnte Meldung ein: „Die Unsern sind im Besitz von Fort III." Ein starker Spähtrupp war zu den beiden Bunkern am Nordwestrand des Forts vorgestoßen und hatte sie im Besitz der Kameraden von der 14. Kompanie gefunden.

Das Unternehmen Klingenfeld war geglückt. Der Befehl erfolgreich durchgeführt. Sein Einsatz hatte den Fall von Lomza ausgelöst.

Für diese kühne Tat wurde Franz Klingenfeld vom Oberbefehlshaber des Heeres vom Leutnant zum Hauptmann der Landwehr befördert. Seine Tat wurde zu einem weiteren Ruhmesblatt in der Geschichte der ostpreußischen Landwehr während des deutsch-polnischen Feldzuges.

Ein Armeeführer durchschwamm als einer der ersten die Weichsel

Ein Armeeführer war und ist immer ein sehr hoher Offizier, auf dem eine gewaltige Verantwortung lastet. Von früher, aus der Zeit Friedrichs des Großen und bis zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71, wird uns von solchen Führern noch so manche persönliche Tat berichtet, wie sie sich etwa an die Spitze ihrer Soldaten setzten und die Fahne in der Hand, ihnen vorausstürmten, bis sie die gefahrvolle Lage zu ihren Gunsten entschieden hatten. So manche von ihnen fanden dabei den Tod auf dem Schlachtfeld. Aber schon im Weltkrieg, der immer mehr ein technischer Krieg wurde, war zu solchem persönlichen Einsatz hoher Führer kaum mehr Gelegenheit; Karten, Pläne, das Telefon waren die Stätte, von wo aus sie die Kampfbewegungen leiteten.

Aus dem deutsch-polnischen Feldzug vom September 1939 aber wird uns nun wieder ein ähnlicher Fall des höchsten persönlichen Einsatzes eines leitenden Generals berichtet. Es war der Generaloberst von Reichenau, der Oberbefehlshaber der 10. Armee, der einen solchen Beweis wahrer soldatischer Gemeinschaft erbrachte.

Sowohl in dem Abschlußbericht des Oberkommandos der Wehrmacht über den Feldzug in Polen als auch in dem sich im besonderen mit dem siegreichen Vormarsch der aus dem schlesischen Raum vorstoßenden Südarmee befassenden Bericht wurde der ungestüme Vormarsch der Armee des Generalobersten von Reichenau gebührend hervorgehoben. Wie sich aber die braven Soldaten dieser Armee mit ihrem Oberbefehlshaber an der Spitze den Übergang über die Weichsel bei Annapol und Solec erzwangen, das ist eine Episode aus diesem Feldzug, die noch lange im Gedächtnis all derer nachklingen wird, die daran beteiligt waren.

Es ist der Abend des 12. September. Die Polen haben mal wieder Reißaus genommen. Wenn ihnen aber auch jede Möglichkeit der Betätigung auf dem Vormarsch verschlossen bleibt, so haben sie in diesen wenigen Tagen doch schon gelernt, sich dafür auf dem Rückzug schadlos zu halten.

Überall brennen die Dörfer, die sie bei ihrer Flucht berühren. Und waren es zunächst nur die Höfe und Anwesen Volksdeutscher, denen sie den roten Hahn aufs Dach setzten, so machen sie schon bald keinen Unterschied mehr und zünden auch die Gehöfte ihrer Landsleute an. Die nachrückenden Deutschen sollen nur noch schwelende Trümmerhaufen, rauchgeschwärzte Wände, glimmende Sparren antreffen. Das soll ihren Vormarsch hemmen, denken die Polen. Es ist selbstverständlich, daß sie auch die Brücken der Eisenbahn und sonstige wichtige Flußübergänge sprengen. Es gelingt ihnen nicht immer, denn zu dicht sind ihnen diese Deutschen auf den Fersen. Wo es ihnen aber doch noch in der letzten Minute glückte, da können solche Sprengungen tatsächlich gewiße Verzögerungen mitsichbringen und ein schweres Hindernis für den Verfolger bieten. Sie können - aber dann dürfen eben diese Verfolger nicht gerade Deutsche sein, die auch damit schnell fertig werden.

Als die ersten Truppen des Generalobersten von Reichenau auf die Weichsel stoßen, erkennen sie schnell, daß die Brücke bei Annapol, die sich auf den Karten so wunderschön eingezeichnet fand, von den Polen gesprengt und verbrannt wurde.

Das bedeutet also notwendigerweise ein gewisses Halt! Vom Feinde ist nichts mehr zu sehen, obwohl er an sich noch nicht weit sein kann. Die Verbindung mit den Flüchtenden aber darf unter keinen Umständen verloren gehen. Man muß sich weiter eng an seine Fersen heften, ihm auch nicht die geringste Atempause lassen.

Gut - aber zwischen Feind und Verfolger streckt sich jetzt das breite Strombett der Weichsel. Weite Bänder weißen Sandes umrahmen malerisch den Flußlauf, der eine ziemliche Strömung und

wohl auch eine beachtliche Tiefe aufweist. Zu einem Übergang scheint diese Stelle wirklich nicht recht geeignet. Patrouillen, die nach rechts und links ausgesandt werden, können auch keine günstigeren Beobachtungen melden. Aber hinüber müssen sie, unsere braven Infanteristen, da gibt es gar keinen Zweifel.

Pioniere, die mit ihren Pontons schnell eine Brücke schlagen könnten, sind vorläufig noch nicht zu erwarten. Bei ihren schweren Wagenzügen ist auf diesen schlechten Wegen mit einem Eintreffen so bald noch nicht zu rechnen.

Die Infanteristen bleiben also auf sich allein gestellt. Als sie mit ihren Gläsern das jenseitige Ufer absuchen, entdecken sie drüben einige Weichselkähne, die der Feind wohl übersehen hat. Das wären prächtige Hilfsmittel, um eine erste Sicherung nach drüben zu bringen.

Ein guter Soldat muß von schnellem, sicheren Entschluß sein. Da gibt es kein langes Überlegen und „wenn und aber".

Ruck, zuck - ein paar Mann haben sich ausgezogen. Daß sie für alle Fälle auch immer eine Badehose mitsichführen, ist nicht vorgesehen und außerdem bei diesem Freibad wohl auch nicht vonnöten. Trotz der einbrechenden Dunkelheit gleiten sie zu den Sandbänken hinab. Dann geht es hinein in die kühle Flut. Mit kräftigen Armen teilen sie die Wasser der Weichsel, schwimmen Hand über Hand, legen sich auf den Rücken, kommen drüben an.

Was wird sie hier auf dem Ostufer erwarten? Stecken in dem niederen Gebüsch oberhalb der Uferniederung nicht doch noch polnische Schützen, die ihr Anschwimmen in aller Ruhe beobachten konnten und ihnen nun einen heißen Empfang nach soviel Abkühlung bereiten? Und dazu sind diese wackeren Jungens splitternackt, ohne jede Waffe. Es ist eine verteufelte Lage, das ist schon mehr als bloße Pflichterfüllung, das ist Schneid, das ist Kampfgeist.

Aber sie haben Glück. Nichts rührt sich. Es gelingt ihnen, die Weichselkähne zu schnappen und wieder zurückzufahren.

So ist dann bis zur Frühe des 13. September eine erste Sicherung an das Ostufer gebracht. Und das war keinen Augenblick zu früh, wie sich gleich darauf herausstellte. Eine Abteilung Polen taucht bei den zerstörten Brückenköpfen auf, sie greift an, sogar Panzerwagen werden gesichtet.

Jetzt vollzieht sich alles schnell und nebeneinander. An den Brükkenköpfen hämmern deutsche Maschinengewehre und zwingen den angreifenden Polen den gehörigen Abstand auf. Am jenseitigen Ufer beginnt man mit einem ersten Brückenschlag. Auf Kähnen werden weitere Verstärkungen zum Ostufer gebracht.

Ein jeder ist vollauf an seinem Posten beschäftigt. Er hat nicht viel Zeit, sich nach den Geschehnissen in seiner Umgebung umzuschauen.

So bemerken auch nicht viele, wie vom jenseitigen Ufer eine Gruppe von drei Mann über die Weichsel geschwommen kommt. Hinter ihnen schwimmt ein kleiner Floßsack, der ihre Kleidung trägt. Auch diesen drei Männern gelingt das Überschwimmen, sie klettern am Ostufer an Land, nehmen aus dem Floßsack ihre Kleider und beginnen sich anzuziehen.

Ein Gefreiter stößt seinen Kameraden an. Sie haben eben etwas Luft bekommen, die Polen ziehen sich zurück.

„Kuck mal, Wilhelm, die Nackedeis da!"

Und tatsächlich. Das ist überaus verwunderlich, was sie da jetzt zu sehen bekommen. Die nackten Schwimmer ziehen sich an. Die Unterwäsche, die Hosen, und da, da leuchtet es brennend rot auf. Der eine von ihnen steigt in eine richtige, weithin leuchtende Generalshose, mit den breiten roten Streifen.

Es ist kein Irrtum. Der Gefreite pfeift durch die Zähne.

„Wenn das man nicht der Alte selber ist, dem ist so etwas schon zuzutrauen!"

Und es war tatsächlich der „Alte", wie die MG.-Männer auf gut soldatisch sagten. Es ist der Generaloberst von Reichenau, der

so zu seiner vordersten kämpfenden Truppe kam. Er ist der Führer dieser Armee, und er vollbrachte damit dasselbe, was kurz zuvor seine jungen Soldaten getan haben.

Ist es ein Wunder, daß unsere Soldaten für einen solchen Befehlshaber durchs Feuer gehen, daß sie seiner Führung blindlings vertrauen? Eine solche Einheit von oberster Führung und einfachstem Soldaten ist das Vorbild für unser deutsches Volksheer. Mit solchem Heer vermag man auch eine Welt zu schlagen.

Der Angriff der Polen am 13. September in der Frühe auf die Brückenköpfe aber wird abgeschlagen. Schließlich schwimmt man ja auch nicht deswegen einigermaßen beschwerlich durch die breite Weichsel, um sich dann von diesen Herren Polen wieder hineinwerfen zu lassen. Es geht über die Weichsel, schon kommen auch die Pioniere. Immer mehr und mehr Einheiten stoßen zu ihrem Führer auf dem Ostufer.

Vorwärts!, der alten deutschen Soldatenparole nach stürmen sie weiter hinein in die Weite des polnischen Landes, den Feind vor sich hertreibend. Der Generaloberst von Reichenau hat seine gemessenen Weisungen, die werden erfüllt, da bietet auch die Weichsel kein Hindernis. Nicht für ihn selbst, nicht für seine wackeren Soldaten.

Kameraden der Luft

Kette auf Kette und Staffel um Staffel braust von den Einsatzhäfen unserer Luftwaffe in Pommern und Ostpreußen hinein in das polnische Land. Aufklärer voraus, schwere Sturzkampfflieger.

Wozu gutes deutsches Soldatenblut aufs Spiel setzen, wenn die Bomben der Stukas ihnen die Wege ebnen können? Straßen-

kreuzungen, feindliche Truppenkolonnen, Eisenbahnverbindungen, Bunker, Forts, nichts ist vor den Stukas sicher. Weit stoßen sie hinein ins polnische Land. Vernichten die Flugwaffe des Feindes auf ihren Plätzen, brausen über die dichten Wälder, in denen sich polnische Truppenansammlungen drängen.

Das eherne Lied der deutschen Motoren dröhnt bis in die fernsten Winkel Polens. Vor diesen Fliegern gibt es kein Verstecken, für sie gibt es kein „Unmöglich".

Über die linke Tragfläche kippt die Maschine des Staffelkapitäns ab. Senkrecht schießt der Sturzbomber mit seiner todbringenden Last in die Tiefe. Wie ein Falke stößt er auf seine Beute nieder. Ihm folgen der erste, der fünfte, der zehnte, die ganze Staffel.

Ein gewaltiges Brausen erfüllt die Luft. Der Angriff gilt unten einem Fort, Bunkern, die vergeblich gegen diese herabstoßenden Riesenvögel anbellen. Und Bombe nach Bombe löst sich von den Maschinen. Fällt steil ab, schlägt auf, wieder und wieder. Eine Serie, Einschlag neben Einschlag gähnen die Trichter.

Blutrot flammt Feuerschein auf. Eine gewaltige, tiefschwarze Erdfontäne wirft Brocken und Trümmer in die Luft. Schon spritzt es daneben auf, wie die Bomben einschlagen. Stück für Stück. Eine gewaltige, flammende, ohrenbetäubende Kette. Rauchsäulen qualmen nebeneinander auf, Feuer glüht neben Feuer.

Längst schon dröhnen die Motore der deutschen Flieger ostwärts. Der Wind treibt die Rauchsäulen wie flatternde Fahnen den Siegern nach. Tod und Verderben herrschen tief unten zwischen den Trümmern. Diese Bomben haben vielen deutschen Infanteristen den letzten Einsatz erspart.

Weiter brausen die deutschen Flieger.

„Achtung!" schrillt das Warnsignal durch die Kanzel. Einer der wenigen polnischen Jäger hat sich gestellt. Er nimmt die Deutschen an.

Wackerer Bursche, aber wie vergebens sein Einsatz!

Es setzt nur einen kurzen Feuerkampf. Die Maschinengewehre

rattern dem Kühnen ihre Ladung ins Gesicht. Von seinem Gegenfeuer ist fast nichts zu merken. Dann muß er runter. Er steilt sich auf, trudelt über die rechte Fläche abwärts, qualmend steigt eine Rauchfahne aus seiner Maschine. Zu Ende. –

Auf und ab geht der Flug über polnischem Land, über der Front. Für ihre Kameraden von der Infanterie bereiten die Flieger den Weg. Fünfhundert Meter, tausend Meter aufwärts hinein in die Wolkendecke. Dann wieder abwärts. Die Wolken zerreißen. Glatt gefegt sind unten die Straßen. Verlassen strecken polnische Geschütze die Mündung empor. An den Gräben liegen die dunklen Massen der Pferde, und auch die Wälder zu seiten sind ausgekämmt.

Und hinten kommen sie schon heran, die Kameraden von der Infanterie. Sicherung voraus. Sie vertrauen den Fliegern, die vor ihnen weit das Gelände erkundet und gesichert haben.

Die Stukas aber fliegen eine kunstvolle Schleife, dann drehen sie heimwärts, wieder den Einsatzhäfen zu. Ihr Befehl ist ausgeführt. Sie gleiten zu Boden zu kurzer Rast, bis der nächste Auftrag sie wieder starten läßt. –

Nicht immer aber geht solch kühner Feindflug glatt vonstatten. Sie sind nicht unantastbar in ihrer Höhe. Die Fliegerabwehr der Polen schießt zwar herzlich schlecht, aber ab und zu gelingt ihr doch mal ein Treffer. Und dann zeigt sich der deutsche Fliegergeist in seiner schönsten Bewährung.

Nordöstlich von Warschau hat die Staffel eines ostpreußischen Kampfgeschwaders an einem Sonntag einen Bahnhof anzugreifen. Schneidig wird der Angriff vorgetragen. Die Bomben fallen, wirbeln unten Erde und Eisen empor. Wie dünnes Blech zerreißen die Schienenstränge, krümmen sich zu wüstem Durcheinander. Wagen beginnen aufeinander zu klettern, legen sich polternd zur Seite. Flammen schlagen auf, da brennt die Ladung. Weithin leuchten die Fackeln der brennenden Züge.

Die erfolgreiche Staffel löst sich in ihre Ketten auf. Sie suchen neue Ziele, nun, da der eigentliche Auftrag erfüllt ist.

Da entdeckt die eine Kette plötzlich feindliche Artillerie. Die Maschinen setzen zum Tiefflug an. Ihre Maschinengewehre im Verein mit ihren Bomben räumen unten furchtbar auf. Munition geht krachend in die Luft, Geschütze werden auf die Seite geschleudert. Was von den Polen nicht liegen bleibt, flüchtet vor diesem deutschen Ungewitter.

Ganz aber hat die feindliche Flugabwehr nicht geschwiegen. Sie hat beim rasenden Anflug der Deutschen noch ein paar Schüsse abgeben können, und einer davon hat gesessen.

Der linke Motor eines der Flugzeuge brennt, die Flamme frißt sich bereits zum Tragdeck rüber. Der Oberleutnant, der am Steuer der Maschine sitzt, weiß, daß das Ende gekommen ist. Er muß runter, sofort runter zu Boden, wenn überhaupt noch eine Rettung möglich ist.

Sekundenschneller Entschluß, dem die Tat folgt. Es ist keine Zeit mehr, nach einem geeigneten Landeplatz zu suchen. Hier entscheiden tatsächlich Bruchteile von Sekunden. Der Sturz läßt die Flammen hoch aufsteigen. Schwarzer Rauch qualmt auf, da setzt die Maschine auch schon auf den Boden, bohrt sich mit der anderen Tragfläche in den Sand.

Die Besatzung poltert wild durcheinander. So hätte einmal der Oberleutnant im Frieden aufsetzen sollen! Raus, nichts wie raus aus der brennenden Maschine, ist die Losung. Es glückt, es hat sich nichts so verklemmt, daß der Ausstieg unmöglich würde. Auf allen vieren kriechen die vier Mann aus dem Flugzeug. Ihr Führer hat eine Brandbombe gerettet. Die setzt er jetzt auf die rechte Fläche des Flugzeuges und bringt sie zur Entzündung. Das Feuer muß in jedem Falle ganze Arbeit tun und nichts von der Maschine übrig lassen, wenn sie nun schon den Polen in die Hände fallen muß.

Kurzes Überlegen. Sie haben vorhin gesehen, wie neben der erledigten Batterie auch Kavallerie drüben im Wäldchen steckte.

Man muß ihre Landung beobachtet haben, jeden Augenblick können die feindlichen Reiter auftauchen, und dann ist das Schicksal dieser vier Flieger besiegelt.

Sie ziehen ihre Pistolen und laufen, was die Lungen hergeben, auf das nächste Gehölz zu, das ihnen wenigstens etwas Deckung zu geben vermag. Hier reißen sie ihre schweren Fliegerkombinationen herunter, die ihnen jetzt nur hinderlich sind. Dann warten sie, hoffen auf ein Wunder.

Und dies Wunder geschieht. Die beiden anderen Maschinen ihrer Kette haben ihre Notlandung beobachtet. Sie haben auch gesehen, wie die Besatzung lebendig aus dem brennenden Flugzeug gekrochen ist. Schon sind die beiden Maschinen heran. Sie stehen zu ihren Kameraden, auf sie ist Verlaß.

Während die eine Maschine die näherkommenden Polen in Schach zu halten beginnt, versucht die andere Maschine das Unmögliche. Sie wagt eine Landung dicht bei dem schützenden Gehölz der Kameraden.

Trotz des schwierigen Geländes hat der Pilot die Do 17 glatt gelandet. Der Beobachter steht mit der Pistole in der Hand bereit, das Anbordnehmen der Kameraden zu sichern. Aus dem Gehölz kommen sie herangelaufen, um sie pfeifen die feindlichen Kugeln. Es gibt Verwundete. Aber es glückt. Während der Funker der Maschine sein Maschinengewehr nach allen Seiten kreisen läßt und seine Streifen dem anstürmenden Feind entgegenjagt, klettern die geretteten Kameraden an Bord. Die Maschine wird vollgepackt, wie es nur immer geht. Sie ist eigentlich überlastet, aber es muß klappen.

Für die Polen dreht es sich jetzt nur noch um Sekunden. Können sie dieses deutsche Flugzeug noch auf dem Boden erwischen, haben sie zwei Besatzungen in der Hand, zwei Maschinen geschnappt.

Der Flugzeugführer gibt Gas. Der Funker feuert, was das MG. hergibt, die andere Maschine hält weitere anstürmende Polen in Schach.

Da ruckt die Maschine an. Das ist hier kein Rollfeld, das ist unebenes Gelände und die Maschine noch überlastet dazu. Das Flugzeug rast über Erdwellen und Gräben und macht kurze Sprünge, dann hebt es sich und kommt tatsächlich vom Boden weg!

Steigt, faßt Kurs, es ist ein Triumphflug, wie sie jetzt mit den geretteten Kameraden zum Heimathafen steuern. Die Maschine vollbringt tatsächlich diese einzigartige Leistung und erreicht trotz der doppelten Menschenlast ihren Verband.

Vier Kameraden aus den Feinden herausgeholt, eine fliegerische Großtat vollbracht - dieses Flugzeug und seine tollkühne Besatzung hat ein herrliches Beispiel deutschen Soldatentums und deutschen Fliegergeistes gegeben, ihre Maschine aber legte ein überwältigendes Zeugnis ab für die Güte deutscher Arbeit und deutschen Materials! -

Noch von einem anderen Heldenstück unserer Flieger mag hier berichtet sein, von einer Tat deutscher Fliegerkameradschaft, die der vorigen in nichts nachsteht.

Bei einem Angriffsflug, der der Vernichtung polnischer zurückflutender Truppenteile auf ihren Rückzugsstraßen im Raume Lovicz-Warschau galt, geriet ein kleiner deutscher Luftwaffenverband in einen konzentrischen Angriff der Reste der polnischen Luftwaffe. Dank des erfolgreichen Abwehrfeuers aller Maschinen aber konnte die Aufgabe, auf den Rückzugsstraßen die polnischen Truppenverbände zu zerstören, dennoch erfolgreich durchgeführt werden.

Nur einer der deutschen Bomber mußte infolge von Treffern in beide Motoren inmitten eines Gebietes niedergehen, in dem sich noch zahlreiche schweifende polnische Truppenreste befanden.

Der Flugzeugführer Oberleutnant Stuewe bringt die Maschine trotz des sumpfigen Bodens und obwohl die Fahrwerksleitung durchschossen ist, sicher zur Erde. Er und sein Beobachter, der Leutnant Kempe, klettern aus der Maschine. Sie haben zwei Verwun-

dete an Bord. Ihre Kameraden Oberfeldwebel Florian und Unteroffizier Taupadel sind im Luftkampf verwundet worden.

So stehen die beiden deutschen Flieger vor ihrer Maschine, die ihren letzten Flug getan. Weiter und weiter entfernen sich die Motorengeräusche ihrer Kameraden. Es ist nach dem Lärm der Motoren, den Schüssen des Luftkampfes und dem Abwehrfeuer unheimlich still um sie geworden.

Sie greifen zu ihren Gläsern, suchen das Gelände ab. Noch ist nichts zu sehen, obwohl ihre Notlandung doch sicherlich nicht unbemerkt geblieben sein kann. Am Rande des Sumpflandes, auf dem sie stehen, entdecken sie ein Gehöft.

Mit einem Blick verständigen sie sich. Sie müssen Deckung finden. Hier bei der Maschine, die bald genug Polen herbeiziehen wird, dürfen sie nicht bleiben. Also fassen sie zu, stützen ihre verwundeten Kameraden, gehen auf das Gehöft zu.

Der Bauer und seine Frauen haben die Deutschen schon längst entdeckt. Sie sind nicht eigentlich feindselig, aber unsicher. Sie wissen noch ihre Landsleute in der Nachbarschaft. Sollen sie die Deutschen bergen? Wenn es das Kriegsglück will, werden bald die eigenen Leute hier sein und man wird es sie entgelten lassen, wenn sie diesen verteufelten Deutschen Beistand geleistet haben.

Der Oberleutnant aber läßt ihnen nicht lange Zeit zu großen Überlegungen. Sein Revolver spricht eine sehr überzeugende und allgemein verständliche Sprache, die sehr schnell Entschlüsse fassen läßt. Also verneigt sich der biedere Bauersmann und packt mit an. Ihm ist nicht wohl bei diesem Geschäft.

Dann werden die beiden verwundeten Kameraden notdürftig verbunden. Es gibt einen frischen Trunk, da kommen die Bewohner benachbarter Gehöfte angelaufen. Die Maschine wies ihnen den rechten Weg. Jetzt stehen sie mit der Bauersfrau draußen vor dem Hause und reden erregt durcheinander. Die Lage wird bedrohlich. Diese zwei deutschen Flieger mit ihren verwundeten Kameraden

werden sich gegen die immer mehr wachsende Übermacht nicht lange halten können. Aber der Oberleutnant Stuewe gibt nicht auf, so schnell nicht.

Wenn er auch erkennt, daß unter den sich draußen Ansammelnden bereits polnische Zersprengte von der Armee sind, so bedeutet das noch lange nichts. Er kennt den Kampfgeist dieser Polen nun schon zur Genüge. Während sich sein Beobachter Leutnant Kempe unbemerkt aus dem Hause schleicht, um deutsche Hilfe heranzuholen, hält Stuewe die Polen draußen in Schach. Er weiß, der Leutnant spricht fließend Polnisch. So wird er rascher durchkommen, wenn er nur hier so lange aushalten kann.

Er brüllt die Polen an, daß sie sich gefälligst allerschleunigst vom Hause wegzuscheren hätten.

„Dalli, dalli", das ist allgemein verständliches Polnisch, und der drohende Pistolenlauf ermuntert dabei noch zu eiligeren Sprüngen.

Grimmige Entschlossenheit malt sich in seinem Gesicht. Zu seinen verwundeten Kameraden würde der Weg nur über ihn selber gehen.

Der Leutnant Kempe aber bewies inzwischen jenes Glück, das eben jeder gute Soldat im rechten Augenblick entwickeln muß. Schon ist er eine ganze Strecke Weges gelaufen, die ihn teilweise mitten durch die Polen geführt hatte, da stößt er auf deutsche Infanterie.

Im Nu ist ein kleiner Stoßtrupp formiert. Der Leutnant führt sie im Eilmarsch zurück zu dem Flugzeug und dem Gehöft.

Vor den deutschen Gewehren ist die polnische Ansammlung im Augenblick verschwunden. Es war die höchste Zeit. Aufatmend läßt der Oberleutnant die Pistole sinken. Eine halbe Stunde später, und sein und seiner Kameraden Schicksal wäre beschlossen gewesen. Die Infanteristen freuen sich, daß sie ihren Kameraden von den Fliegern, die schon so viel für sie taten, auch einmal einen besonderen Dienst erweisen konnten.

Ein deutscher Panzerwagenführer

Ernst von Krause ist noch keine neunzehn, als er in unsere Wehrmacht eintritt. Er ist ein Berliner Kind, der Vater Offizier, die neue Waffe der Panzerwagen hat es ihm angetan.

Mit leuchtenden Augen hatte er sie gesehen, die schwarzen Ungetüme, wenn sie an des Führers Geburtstag zur Parade durch die breite Tiergartenallee ratterten. Wie stolz trugen die Panzerschützen ihre schwarzen Uniformen, die breiten, schwarzen Mützen! Jetzt, im April 1936, ist Ernst von Krause einer der ihren geworden. Er ist beim Panzerregiment 5 in Wünsdorf eingetreten.

Nachdem die jungen Rekruten das Gehen und Stehen gelernt haben, Griffe kloppten, kommt das Formations-Exerzieren, kommt die erste Gefechtsübung. Die Motoren dröhnen, die Laufketten klirren, querfeldein geht die Fahrt. Und während der Fahrer unbeirrt steuert und schaltet, späht der Schütze aufmerksam durch den Sehschlitz über das unübersichtliche Gelände. Gräben und Löcher bilden kein Hindernis, jetzt geht es einen Steilhang hinauf, und da, mit Zweigen und Gestrüpp gut getarnt, stehen plötzlich die kleinen Panzerabwehrgeschütze und speien ihre Granaten gegen die Panzerwagen.

Felddienstübung nur, Gefechtsübung, zugeschnitten auf den Ernstfall, der einmal eintreten kann.

Der Panzerschütze Ernst von Krause tut seinen Dienst in märkischer Heide, auf märkischem Sand. Kommt seine Gruppe zurück vom weiten Feld, dann schallen die Stimmen der jungen Soldaten weithin:

„Bestaubt sind die Gesichter, doch froh ist unser Sinn,
es braust unser Panzer wie Sturmwind dahin."

Das ist das Lied der „Panzer". Sie sind eine noch junge Truppe, das Schmachdiktat von Versailles hatte es Deutschland durch lange

Jahre verboten, Kampfwagen zu bauen, nachdem im Weltkrieg die ersten unvollkommenen Kampfwagen entstanden waren. Unsere Reichswehr hatte sich mit Pappattrappen begnügen müssen. Das war nun vorbei. Deutschlands junge Panzertruppe stand einsatzbereit wie jede Waffengattung im neuen Volksheer des Dritten Reiches.

Der Panzerschütze von Krause kam auf die Kriegsschule nach Hannover, wurde Fähnrich, und am 10. Januar 1938 schlug dann für ihn die große Stunde: er wurde Leutnant, durfte voller Stolz die Achselstücke tragen. Er war Offizier der Panzertruppe.

Und als die letzten Augusttage des Jahres 1939 den Ausbruch des uns freventlich aufgezwungenen Krieges bringen, da rücken auch die Wünsdorfer Panzer mit dem Beginn der Feindseligkeiten an die Ostgrenze des Reiches.

„Mit donnerndem Motor, so schnell wie der Blitz,
dem Feinde entgegen am Panzergeschütz.
Voraus den Kameraden, im Kampf ganz allein,
so stoßen wir tief in die feindlichen Reih'n."

Diese Strophe des Panzerliedes umfaßt alles, den Geist, den Angriffswillen, die Kampfart unserer Panzerwagenmänner.

Leutnant von Krause ist Kommandant eines Panzerwagens. Als erste sind die deutschen Panzerwagen am Feinde. Gemeinsam mit den Fliegern tragen sie den Ernst des Kampfes hinein in das verblendete Land. Man hat den Polen erzählt, daß unsere Kampfwagen, wie einst bei der Reichswehr, nur aus Pappe bestünden oder nur eine ganz dünne Blechverkleidung hätten. Polnische Ulanen reiten forsch eine Attacke mit dem blanken Säbel in der Faust gegen die rollenden Wagenburgen. Einige heftige Feuerstöße der Maschinengewehre und die Sättel der Reiter leeren sich. Die Pferde steigen in wildem Durcheinander, kehren um, Flucht, Auflösung – unsere Kampfwagen sind wirklich nicht von Pappe.

Leutnant von Krause lacht seinen Fahrer und die Schützen an. Wenn der ganze Krieg so leicht sein würde, dann hätten sie bald gewonnenes Spiel. In den Herzen der Polen aber verwandelt sich sehr bald die bisherige leichtfertige Einschätzung unserer Panzerwagen in eine grauenhafte Furcht. Deutsche Panzerwagen, das ist für sie nun der sichere Tod. Die Mannschaften der Panzerabwehrbatterien machen kaum mehr große Vernichtungsversuche. Ein paar Schüsse, die zumeist noch schlecht gezielt sind, dann lassen sie alles stehen und liegen und versuchen ihr Heil in der Flucht.

Den Seinen weit voraus, stürmt der Leutnant von Krause mit seinem Panzerwagen hinein ins feindliche Land. Da liegt nicht mehr fernab die Festung Graudenz. Der Pole wirft alle nur verfügbaren Truppen in die Stadt. Sie soll in diesem Abschnitt dem unheimlichen deutschen Vormarsch Einhalt gebieten.

Langsam zuckelt ein letzter Transportzug nach Graudenz. Er ist vollgestaut mit polnischen Reservisten. Die Leute sind bunt zusammengewürfelt. Nur ein Teil von ihnen trägt Uniformen, die andern gehen und stehen so, wie man sie vom Pfluge auf den Feldern, vom Tisch in der Werkstatt in letzter Minute geholt hat. Sie sind alles andere als kampfesfreudig, diese polnischen Reservisten. Diese langsame Fahrt geht ihnen auf die Nerven. Überall sind schon die Deutschen, und man hatte ihnen doch erzählt, daß gerade umgekehrt die Polen schon weit in Ostpreußen eingedrungen wären. Sie haben diese deutschen Flieger aber nun schon selbst gesehen, haben das Krachen ihrer Bomben vernommen. Jeden Augenblick konnte so ein Teufelskerl auch hier auftauchen.

Der Zug hält. Der Lokomotivführer äugt die Strecke entlang. Sind da vorn nicht die Schienen aufgerissen von einer deutschen Bombe?

Nein, er irrte sich. Seine überreizte Phantasie spielte ihm einen Streich. Der Zug ruckt wieder an. Wirft die Leute durcheinander. Alles flucht und schimpft. Immer ängstlicher werden die Gesichter. Man sucht den Himmel ab nach deutschen Fliegern.

So geht es langsam weiter.

Da, urplötzlich, bricht es aus dem Gehölz zu Seiten des Bahndammes. Ein deutscher Panzerkampfwagen!

Für den Leutnant von Krause und seinen geländegängigen Panzerwagen bietet auch die Steile eines Eisenbahndammes kein unüberwindliches Hindernis. Die Raupenketten ziehen an, drohend lugen die Geschützläufe aus dem Turm.

Längst schon hält der Zug.

„Alles raus aus den Wagen!"

Bleich, voller Entsetzen quillt es aus den Türen.

Diese schwarzen Kerle und Panzerwagen sind fast noch schlimmer als die deutschen Flieger. Auch von ihnen haben die Polen nun schon gehört. Sie heben die Hände, wagen auch nicht den Versuch eines Widerstandes. Die helle, scharfe Leutnantsstimme läßt sie sich formieren.

„In Marschkolonne antreten!"

Dann treibt der Panzerwagen die Gefangenen vor sich her. Westwärts, Richtung Berlin, wie es sich die Polen immer gewünscht hatten. Nur, daß sie jetzt mühsam mit erhobenen Händen einen Bahndamm als Gefangene entlangstolpern und im Rücken das unheimliche Gefühl der drohenden Läufe des deutschen Panzerwagens haben.

So nimmt der Leutnant Ernst von Krause mit seinen vier Mann vierhundert Polen gefangen!

Die Festung Graudenz späht vergebens nach diesem Zug mit Verstärkung aus. Die tapferen Panzerwagenmänner treiben die Gefangenen weiter vor sich her, bis sie auf deutsche Infanterie stoßen, die diesen Transport mit lautem Hallo in Empfang nimmt.

Das war ein richtiger Husarenstreich des Leutnants von Krause. Die Freude über den Erfolg blitzt ihm und seinen wackeren Männern aus den Augen. Aber das war nur der Anfang, das genügte bei weitem noch nicht für ihren Kampfwillen.

Weiter, vorwärts! „Voraus den Kameraden, im Kampf ganz allein – so stoßen wir tief in die feindlichen Reih'n!" das ist das eiserne Gesetz ihres Handelns.

Irgendwo haben sich wahr und wahrhaftig zwei polnische Panzerabwehrgeschütze zum Widerstand aufgerafft. Sie bellen gegen Krauses Panzerwagen an. Matt prallen Granatsplitter von der Panzerung des Wagens ab. Es ist eben verdammt nichts mit der Pappe.

Der Leutnant von Krause überlegt einen Augenblick.

„Einnebeln!" ruft er seinen Leuten zu.

Und wie die Nebelgranaten dem Feind vor die Nase gesetzt sind, da folgt auch schon der Kampfwagen im Schutze dieser Nebelwand. Dies Manöver ist beste Wünsdorfer Schule. Unzählige Male geübt, jetzt endlich ist einmal der Ernstfall da, wo es sich bewähren soll.

Ran an den Feind!

„Feuer!" Ein wohlgezielter Granatschuß räumt unter den Bedienungsmannschaften der Panzerabwehrkanonen auf. Schon sind sie so gut wie außer Gefecht gesetzt.

Aber das allein genügt noch nicht. Klirrend, feuernd, in den Nebelschwaden wie ein vorsintflutliches Ungeheuer erscheinend, bricht der Panzerwagen weiter vor. Er zermalmt unter sich die schirmenden Sträucher, jetzt stößt Eisen auf Eisen. Der Wagen ist über den Geschützen. Fährt drüber weg, zerbricht, zerquetscht alles unter sich. Hilflos starren die Reste der Geschütze gegen den Himmel.

Krause und seine Leute verhalten. Fegen noch einen MG.-Stoß hinter einigen flüchtenden Polen her, wischen sich den Schweiß von der Stirn.

„Aus. Der nächste Herr." Es ist wie ein Rausch über sie gekommen. Mit diesem Material, dem besten, das deutscher Geist und deutsche Arbeit zu formen vermag, und mit ihren kampffreudigen Herzen holen sie selbst den Teufel aus der Hölle, wenn es sein muß.

Diese Wälder an der Brahe haben es in sich. Sie bilden eine

der schwierigsten Stellen des Feldzuges. Sie sind vollgestopft mit regulären Truppen, Flüchtlingen und Heckenschützen. Die Wut und der Mut der Verzweiflung ist über diesen in die Enge getriebenen Polen, deren Führung so restlos versagt hat.

Mit vier anderen Panzerwagen fährt Krause hinein in diese Wälder. Die Hindernisse zerstieben unter der Wucht der anfahrenden Wagen, Bäume knicken, fallen krachend zu Boden. Stacheldrahtbarrieren werden platt gewalzt, es gibt kein Hindernis für deutsche Panzerschützen.

Unter ständigem Feuer der Maschinengewehre und der Kanonen geht es tiefer und tiefer hinein in den Wald. Sie stoßen auf ein polnisches Infanteriebataillon. Maschinengewehre bellen auf, Handgranaten krachen. Die Panzerwagen schütteln die Geschosse ab wie lästige Mücken. Sie feuern, was die Rohre hergeben in die feindliche Infanterie. Schon sind die ersten Reihen gelichtet. Sie wanken, wenden sich zur Flucht. Reißen alles mit sich. Das deutsche Feuer hält an. Was nicht liegen bleibt, stürmt in wilder Flucht in den Schutz der Bäume und Büsche. Nur kümmerliche Reste entkommen. Diese feuerspeienden, Tod und Verderben bringenden deutschen Panzerwagen sind den Polen wie der Leibhaftige selbst. Da gibt es keinen Widerstand mehr. Da bleibt nur die Flucht, das nackte Leben zu retten.

Krause und seine Leute pfeffern noch ein wenig hinter den Fliehenden her. Ein feindliches Infanteriebataillon aufgerieben, - nicht schlecht. Zusammen mit den 400 Gefangenen vom Bahndamm und den beiden vernichteten Panzerabwehrkanonen gibt das schon eine ganz schöne Latte, auf die man mit Recht ein wenig stolz sein kann!

Aber noch sind wir für heute lange nicht am Ende. Erst muß dieser Wald gründlich ausgekämmt sein. Wir wollen unserer braven Infanterie, die sich die Seele aus dem Leib marschiert, freie und glatte Bahn bereiten.

Weiter geht die Fahrt. Durch knickendes Unterholz, durch Gräben, über Hügel.

Weit öffnet sich aus dem Walddunkel eine Lichtung.

Gottlob, endlich einmal wieder freie Sicht. Man kann sich orientieren. Der Leutnant nimmt die Karte zur Hand.

Da kommt feindliches Feuer. Schwerere Brocken diesmal. Das ist kein Gewehr- oder MG.-Feuer, - das ist Artillerie!

Und tatsächlich. Eine polnische Batterie hat in einem gerade erst fertiggestellten Bunker am jenseitigen Rand der Lichtung Stellung bezogen. Sie feuert, was ihre Rohre hergeben.

Die Lage ist für die Deutschen ein wenig brenzlich. Ein Panzerwagen gegen eine ganze Batterie, die auf nahe Entfernung mit schwerem Kaliber schießt? Das sind ungünstige Aussichten.

Aber wenden? Nein, - ein deutscher Panzerwagen wendet nicht, auch nicht vor einer ganzen feindlichen Batterie!

Der Leutnant von Krause gibt seine Befehle. Eisern, kalt, wie daheim auf dem Wünsdorfer Felde. Auch ein solcher Fall war schon vorgesehen. Also: Angriff-Feuer!

Es entspinnt sich auf dieser Lichtung ein zäher Heldenkampf. Langsam, unter ständigem Feuern rückt der Panzerwagen vor. Krachend schlagen die Granaten der Polen ein. Es ist ein Artillerieduell, das, mit allerdings ungleichen Waffen, hier ausgetragen wird.

Schuß folgt auf Schuß. Glühend heiß ist das Geschützrohr des Panzerwagens vom steten Feuer, alle Sinne der Besatzung sind aufs Äußerste vom scharfen Kampf angespannt, - da geht eine jähe Erschütterung durch den Panzer. Das Geschütz schweigt. Es wird unheimlich still um das Kampfgefährt, das noch eben so voller lauten Lebens war.

Der Leutnant Ernst von Krause ist tot, drei Mann der Besatzung sind schwer verwundet, wie durch ein Wunder ist allein der Fahrer unverletzt geblieben.

Aber die polnischen Artilleristen sollen sich nicht lange ihres scheinbaren Sieges freuen. Die Batterie hat schon durch den Beschuß des Panzerwagens beträchtlich gelitten; als jetzt deutsche Truppen durch den Wald nachdrängen, ist auch ihr Los besiegelt. Was bei dem einsetzenden Angriff nicht fällt oder flieht, wird gefangengenommen. Der Leutnant von Krause hat trotz allem dennoch gesiegt!

Dort, wo er bis zuletzt gekämpft und gesiegt hatte, gruben ihm dann die deutschen Kameraden die letzte Ruhestatt. Er liegt in der Erde, die er sich selbst erkämpft.

Der deutsche Vormarsch aber ging unaufhaltsam weiter, unaufhörlich strömten unsere grauen Kolonnen ostwärts, dem fliehenden Feinde auf den Hacken. Zu Fuß, zu Pferde, hinter donnerndem Motor, auf Wagen, tagelang zogen deutsche Kämpfer an dem einsamen Grab des Leutnants Ernst von Krause vorüber. Sie grüßten und ehrten den toten Helden.

So lebte, stritt und fiel Ernst von Krause, der Leutnant der deutschen Panzerwaffe. Knapp 22 Jahre alt, hat er in nur wenigen Kampftagen sich höchsten kriegerischen Lorbeer erringen können. Mit eiserner Entschlossenheit, mit dem kühnen Wagemut seiner Jugend, mit der Haltung des echten deutschen Soldaten hat er sich bis zum letzten eingesetzt, wie es ihm der Fahneneid befahl.

Er hat sich dabei nie als „Held" gefühlt, dieser junge Leutnant Ernst von Krause. Er hat nur seine Pflicht getan, wie alle diese deutschen Soldaten in Polen. Weil er aber dennoch vielleicht noch ein wenig darüber tat, ihm besondere Erfolge beschieden waren und er sein Leben für das Vaterland ließ, soll er hier als Zeuge deutschen Soldatentums genannt sein. Er steht an diesem Platze mit für all die andern, die für Volk und Vaterland ihr Leben gaben. Er steht hier für seine ruhmbedeckte Panzerwaffe, die in diesem Feldzug ihre Feuertaufe erhielt und sich die Bewährung erstritt, er steht hier aber auch für all die Kameraden von der Infanterie und

Artillerie, von den Pionieren und der Luftwaffe. Und nicht zuletzt sei er genannt als der Typ des jungen deutschen Leutnants, der sich auch in diesem Feldzuge so würdig einreihte in das große Heer der Vergangenheit, in die unsterbliche Schar der jungen Offiziere seit den Tagen des Großen Friedrich.

Leise klingt noch einmal auf das Kampflied der Panzer, das er bis zum letzten erfüllt:

„Trifft uns die Todeskugel, ruft uns das Schicksal ab,
dann ist uns der Panzer ein ehernes Grab."

Ein Leutnant siegt und fällt

Es war um die Mitte des September 1939 in Polen, als sich dieses Begebnis einer deutschen Batterie und ihres Leutnants zutrug.

Hart tobte der Kampf. Schon seit vielen Stunden standen sich die beiden Gegner in zähem, verbissenem Ringen gegenüber. Für die Deutschen gilt es, die Einkesselung der Polen zu vollenden und dadurch den Feldzug zum Abschluß zu bringen. Die Polen wiederum haben erkannt, um was es geht. Sie sind entschlossen, durchzubrechen. Ihre zahlenmäßige Überlegenheit gibt ihnen das Gefühl der Stärke. Nach so vielen Tagen schmählichen Rückzuges und der Unordnung zeigen sie nun die Zähne. Die Deutschen haben einen schweren Stand.

Eine deutsche Batterie wehrt den Angriff der anstürmenden Polen ab. Der beispiellose Vormarsch der Deutschen, den auch diese Batterie mitmachte, hat Mensch und Material auf eine schwere Belastungsprobe gestellt. Sie haben durchgehalten. Die Strapazen sind vergessen, nun da die Artilleristen im Feuer stehen. Der Sand

und der Staub der endlosen polnischen Wege aber haben den Geschützen übel mitgespielt, es treten Hemmungen und Versager an ihnen auf, zwei Geschütze der Batterie müssen notgedrungen ausfallen.

Der Übermacht der Polen setzen die Deutschen auch in dieser Stellung ihre Tapferkeit entgegen. Unermüdlich schleudern die beiden Geschütze der Batterie auf den Feind Tod und Verderben. Das, was man seit den Tagen des Weltkrieges für die Artillerie nur noch mit geringer Wahrscheinlichkeit und als höchst seltenen Ausnahmefall für einen Zukunftskrieg angenommen hatte, war eingetreten, die Geschütze schossen direkt auf das Ziel. Die Artilleristen visierten also vom Geschütz aus unmittelbar den Gegner an und setzen ihre Granaten in seine Reihen, während sonst beim indirekten Beschuß mit einer vorgeschobenen Beobachtung, mit Planschießen oder in Zusammenarbeit mit Artilleriefliegern die Ziele und die Wirkung des Feuers festgelegt werden. Bei direktem Beschuß muß der Gegner schon nahe sein, man muß, wie es soldatisch heißt, „das Weiße im Auge des Gegners erkennen". Das aber bedeutet für die Artillerie zugleich, daß sie auf einem besonders gefahrvollen und auch besonders verantwortungsvollen Posten steht. Denn jetzt arbeitet nicht mehr Infanterie und Artillerie Hand in Hand, wobei jeder Waffengattung ihre ganz bestimmten Aufgaben zufallen. In solcher Lage ist die Artillerie auf sich allein gestellt. Der Schutz durch die Infanterie fällt aus, der Kanonier hat an seinem Geschütz zu stehen und zu feuern, was die Rohre hergeben. Er muß die Stellung halten oder – an seinem Geschütz fallen.

Feindliche Artillerie, Maschinengewehre der Infanterie, haben sich die deutsche Batterie zum Ziel genommen. Noch feuern die zwei Rohre. Munition ist durch den Ausfall der zwei anderen Geschütze genügend vorhanden. Aber bei den Bedienungsmannschaften setzt es harte Verluste.

Da brechen Munitionskanoniere, die die Geschosse heranschlep-

pen, mitsamt ihrer schweren Last im feindlichen Feuer zusammen. Ein Geschützführer wirft die Arme hoch, schlägt schwer hin, sein Uniformkragen wird purpurrot. Halsschuß.

So schwindet die Bedienungsmannschaft der Geschütze dieser heldenhaften Batterie, die schon durch Stunden im Kampf aushält und einen Angriff nach dem andern abschlägt. Der Leutnant, die Unteroffiziere, sie haben schon längst die Plätze derer eingenommen, die ausfielen.

Der junge Offizier ist als Richtkanonier eingetreten. Die Kameraden haben ihn davon abhalten wollen, aber der Leutnant kennt keine Schonung der eigenen Person. So hockt er vor dem Richtgerät am Geschütz. Visiert den Feind an, stellt die Seiten- und Höhenkorrekturen ein, bestimmt die Entfernung, und dann ertönt sein: „Feuer!"

Auf springt das Geschütz unter dem Abschuß. Rammt mit dem Rückstoß seinen Sporn tief in die Erde. Von neuem richtet der Leutnant das Geschütz ein, gibt mit dem Winken seiner Hand die nötige Richtung. Und wieder tönt dann sein: „Feuer!"

Die Batterie darf den Feind nicht durchlassen, sie darf nicht schweigen und den Polen in die Hände fallen. So lange noch Leben in diesen braven Artilleristen ist, werden die Geschütze feuern und sich wehren.

Während der Leutnant und seine Männer so unermüdlich Schuß auf Schuß aus den Rohren jagen und mit Auge und Ohr nur bei ihrem schweren Tun sind, nicht die Einschläge beachten, die rings die Erde aufspringen lassen, nichts auf das Summen der MG.-Geschosse geben, während an den Platz eines Niedertaumelnden ohne Kommando und Bestimmung sofort ein neuer Mann springt und die immer mehr zusammenschmelzende Bedienungsmannschaft noch soviel Kräfte hergibt, tönt mit einem Male der Ruf: „Panzerwagen!"

Der Leutnant wirft den Kopf herum.

Tatsächlich - da vorn quellen die dunklen Massen von Panzerwagen schwerfällig aus einem Gehölz, rattern vor, geradewegs auf die Batterie zu. Diese beiden deutschen Geschütze scheinen ihr alleiniges Ziel zu sein. Ihre Vernichtung würde bedeuten, daß die Polen an dieser Stelle ein gutes Stück bei ihrem Durchbruchsversuch vorankämen.

Im Kopfe des Leutnants jagen sich die Gedanken. Jetzt gilt es, nur noch Aufschlagzünder zu feuern, denn nur Volltreffer können diesen schwarzen Gesellen von drüben den Garaus machen. Beide Geschütze müssen ihr Feuer auf dieses Ziel vereinen, denn von dort droht jetzt die höchste Gefahr. Also Panzermunition und direkt angerichtet!

Der Leutnant gibt seine Befehle. Jeder greift zu, die Panzermunition heranzubringen und zu laden. Diesmal visiert der junge Offizier besonders lange und überlegt. Schreckhaft groß erscheinen die Panzerwagen, die er da jetzt im Glas des Richtgerätes auf sich zuschwanken sieht.

150 Meter - 100 Meter - 60 Meter - jetzt oder nie!

„Feuer!" peitscht sein Kommando durch die Batteriestellung. Die Geschütze brüllen auf, Bruchteile von Sekunden vergehen, dann schlagen die Schüsse ein.

Der Schuß des Leutnants auf den ersten Panzerwagen ist ein Volltreffer. Eisen fliegt auf, eine Rauchwolke quillt aus dem Turm, schwer legt sich das Fahrzeug auf die Seite.

Und während in der Batterie die Geschütze mit Windeseile von neuem geladen und schußbereit gemacht werden, zaudern drüben die anderen polnischen Panzerwagen. Ihr Angriff bleibt stecken, das Schicksal ihres getroffenen Kameraden läßt sie zögern und dann abbrechen. Sie drehen seitlich ab und suchen aus dem Wirkungsbereich dieser für sie so furchtbaren deutschen Geschütze zu kommen.

Der Schuß des Leutnants war ein Meisterstück. Ohne schützende Tankabwehranlagen vor der Feuerstellung hat er eine bereits auf

sechzig Meter herangekommene feindliche Panzerwagenkette in die Flucht geschlagen. Die nächste Gruppe seines Feuers greift weit ausholend hinter den Fliehenden her. Die drehen auf und rattern, was die Motore hergeben, in sichere Entfernung, in ein schützendes Gehölz. Qualmend, ein trauriges Wrack, bleibt ihr zu Tode getroffener Kamerad vor der deutschen Feuerstellung liegen.

Der Leutnant wischt den Schweiß von der Stirn. Rings um sich sieht er die strahlenden Mienen seiner Männer, aus deren von Schweiß, Pulverdampf und Staub verkrusteten Gesichtern die Augen so seltsam hell und freudig leuchten.

„Das wäre geschafft" - aber das Wort bleibt dem Tapferen fast im Munde stecken, denn von rechts hämmert auf einmal Maschinengewehrfeuer los. Die Polen setzen nun ihre Infanterie zu einem Flankenangriff auf die deutsche Batterie an, nachdem der Vorstoß der Panzerwagen so kläglich geendet hat.

Gerade will der Leutnant seine Geschütze nach halbrechts richten, dem neuen Feinde entgegen, da hämmern die MG.-Geschosse wie Hagel auf den Schutzschild des Geschützes.

Er sackt auf seinem Hocker des Richtkanoniers zusammen. Seine Hände fallen vom Richtgerät, sein Körper gleitet am Schutzschild entlang, dann schlägt er zu Boden. Der Leutnant ist tödlich getroffen.

Die Kameraden springen zu, bringen ihn vom Geschütz. Dann führen sie die Schwenkung aus, die ihr Leutnant soeben befehlen wollte. Es sind jetzt nur noch Unteroffiziere, die an den Geschützen arbeiten. Sie beißen die Zähne zusammen. Jetzt kommt das Letzte. Vor ihren Augen steht noch das Bild ihres zusammenbrechenden Leutnants. Sie feuern jetzt auf die anstürmenden Infanteristen nicht nur mit der bisherigen selbstverständlichen Hingabe an den Kampf, es ist jetzt so, als hätten sie noch eine ganz private Rechnung mit diesen polnischen MG.-Männern abzumachen, die ihnen ihren jungen Leutnant erschossen haben.

Es sind altgediente, erprobte Soldaten, diese Unteroffiziere. Sie wissen auch einem plötzlichen Flankenangriff zu begegnen. Sie führen nur noch das Werk fort, das ihr Offizier begonnen.

Jeder Schuß sitzt und reißt breite Lücken in die anstürmenden Kolonnen. Der Schweiß rinnt den Männern unter dem Stahlhelm vor, läuft beißend in die Augen. Sie haben keine Zeit, ihn fortzuwischen. Laden, richten, feuern, - es geht Schlag auf Schlag. Die Rohre der Geschütze sind heiß, so folgt ein Schuß dem andern.

Diesem höllischen Feuer aber zeigt sich die polnische Infanterie sehr bald nicht mehr gewachsen. Das müssen leibhaftige Teufel sein, dieses Häuflein Deutscher mit ihren zwei armseligen Geschützen, die nach so langem und hartem Kampf noch immer derart zu schießen vermögen. Schon wanken die ersten Reihen der Stürmenden, werfen sich nieder in Deckung. Wie vorher bei den Panzerwagen kommt der Angriff zum Stehen.

Die deutschen Unteroffiziere erkennen, was sich da vorbereitet: Die Flucht! Also geben sie von neuem einige Gruppen in die polnischen Reihen. Dies bißchen Deckung hinter einer Erdfalte hilft den Polen nicht viel. Die Granaten hauen ein, decken sie mit zackigen Eisensplittern und Erdklumpen zu. Langsam beginnen sie nach rückwärts zu kriechen, und die hinteren Reihen brechen schon im Angriff vor den einschlagenden Granaten aus und ziehen sich zurück.

„Feuer!" der Unteroffizier am Abzug läßt den Schuß aufheulen, „Feuer", aus dem nach dem Schuß aufgerissenen Verschluß schlägt schwerer Qualm zurück.

Und dann fliehen sie, diese polnischen Infanteristen. Erst sind es nur ein paar Gruppen. Man hört von drüben Kommandos, Flüche, dann sind es schon Züge, und jetzt ist es die ganze Kolonne, die dicht gedrängt das Weite sucht.

Ein paar Schüsse gehen noch hinter den Fliehenden her. Dann stehen die Geschütze mit offenem Verschluß, damit die Luft den

heißen Rohren etwas Kühlung bringt. Sie warten auf das nächste Ziel. Aber nichts kommt mehr. Die Polen geben auf. Die Batterie ist gerettet, der Durchbruchsversuch abgeschlagen. Der Leutnant fiel und siegte, sein Einsatz war nicht vergebens.

Die Erstürmung des Warschauer Forts II

Noch ein letzter Ruck", so stand es damals im Divisionsbefehl, und das Regiment wurde nach Warschau geworfen. Das große Endringen im deutsch-polnischen Feldzug hatte begonnen.

Was für Tage lagen hinter diesen wackeren Infanteristen, seit sie am 31. August die alte deutsche Reichsgrenze bei Wartenberg überschritten und hier den ersten Toten verloren hatten. Vormarsch durch Polens Sand, durch Polens Wälder. In der Schlacht an der Warthe wurde der erste Sieg errungen, dann standen sie im Weichselbogen. Bei Henrykow machten sie 2500 Gefangene, zwölf Geschütze und unübersehbares Material wurde ihre Beute. Und jetzt stehen sie nun vor Warschau.

Es ist der 25. September.

Oberleutnant Steinhardt und seine zweite Kompanie haben den Auftrag, eine Erkundung gegen das ihnen gegenüberliegende Fort II vorzunehmen.

Mächtige Erdwälle, Gräben schützen drüben die grauen Betonklötze. Maschinengewehrfeuer fegt herüber. Es ist wenig ratsam, ins Blickfeld dieser Maschinengewehrschützen zu kommen, sie sind genau auf jeden Strauch, jede Bodenwelle eingeschossen. Wo sich auch nur eine deutsche Nasenspitze zeigt, spritzt die Erde auf unter den MG.-Garben.

Der Oberleutnant preßt das Glas vor die Augen. Er liegt lang

hinter einer Bodenwelle, keine Bewegung drüben entgeht ihm. Auf sein Winken gleitet der Mann neben ihm ganz dicht heran.

„Geradeaus, links vom Betonklotz, schlecht getarnte Schützenlöcher. Davor, fünfzig Meter, Drahtverhau! Die Schützenlöcher liegen über dem Drahtverhau, sie sind besetzt."

Der Unteroffizier an seiner Seite folgt den Erklärungen des Oberleutnants. Er kann nur diese Wahrnehmungen bestätigen. Auch er prägt sich dies Bild gut ein. Da ist der Gegner, dem es diesmal gilt.

Maschinengewehre aus den Bunkern streuen die Gegend ab. In Reihen heben sich die kleinen Erdwölkchen, wo die Schüsse einschlagen.

Vorsichtig gehen die Späher zurück. Sie können mit dem Erfolg ihrer Erkundung zufrieden sein.

Der Oberleutnant macht dem Regimentskommandeur seine Meldung. Einen Augenblick überlegt der Oberst, dann wird für den nächsten Morgen um vier Uhr der Sturm auf das Fort angesetzt.

Neben Steinhardt und seiner Zweiten liegt die Zehnte unter dem Leutnant Stolz. Sie werden gemeinsam in engem Zusammenwirken den Sturm durchführen. Der Leutnant Stolz und seine Männer haben sich freiwillig zu dieser Unternehmung gemeldet. Das ist eine Tat nach ihren jungen Herzen. Am frühen Morgen, noch im Schutze der Dunkelheit, lassen die Offiziere ihre Kompanien antreten. Kein unnötiges Wort wird gesprochen, kein Licht flammt auf. Ein jeder bemüht sich, so leise wie möglich zu sein. Die Sturmvorbereitungen sollen unbemerkt vom Gegner bleiben.

Die Kompanieführer ziehen ihre Züge auseinander, umgehen das Fort von Süden, Westen und Osten. Als langsam die Dämmerung anbricht, steht der Oberleutnant Steinhardt mit seinen Leuten unmittelbar vor den Drahtverhauen, hinter denen er die Schützenlöcher weiß. Leutnant Stolz zieht im Westen des Forts seine Kompanie bis dicht an die Wälle heran.

Da bricht es mit einem Male bei der zweiten Kompanie los. Aus den etwas höher gelegenen Schützenlöchern hinter den Drahtverhauen speit der feurige Segen. Man hört die Stimmen der Polen, rauhe Kommandos.

Der Oberleutnant ist seinen Leuten voraus. Jetzt ist er bei den Drahtverhauen.

„Durch!"

Drahtscheren arbeiten, Lücken werden gerissen.

„Durch!" Der Oberleutnant springt auf, macht einige Sprünge, wirft sich wieder in Deckung. Die polnischen Maschinengewehre lassen so manchen wackeren Infanteristen im Springen zusammenfallen. Die Verluste sind groß, es will nur langsam vorwärts gehen.

Inzwischen aber hat die Zehnte mit ihrem Leutnant Stolz nicht gezaudert. Als Stolz merkt, daß es nebenan nur schwer vorwärts geht, zieht er zwei Züge und ein schweres Maschinengewehr vor. Jetzt steht auch er mit seinen Leuten vor den Drahthindernissen.

„Drahtscheren raus." Für Minuten gleiten die Gewehre der Stürmenden aus der Rechten in die Linke. Die rechte Hand brauchen sie jetzt, um mit aller Kraft und Geschwindigkeit die Drahtverhaue zu durchschneiden. Es sind deren drei hintereinander. Jede bedeutet einen Zeitverlust, und die polnischen Schützen halten jetzt auf die Zehnte, was die Läufe hergeben. Aber es gelingt. Sie kommen durch. Und nun stehen die Deutschen, die frontal angreifen, vor dem breiten Wassergraben, der sie noch von den Bunkern und Kasematten trennt.

Leutnant Stolz stutzt für einen Augenblick. Ein Hinüberkommen ist so nicht möglich. Das polnische Maschinengewehr, das am Haupteingang des Forts postiert ist, hämmert auf sie ein. An Deckung ist kaum zu denken. Der Leutnant richtet sich halb auf. Breitet die Arme weit auseinander, macht mit dem Oberkörper eine halbe Drehung nach rechts.

Die Unteroffiziere wiederholen dies Kommando, die Züge schie-

ben sich weiter nach rechts, hier gibt es hinter Büschen und Hügeln bessere Deckung. Die erste Gruppe stößt im Gebüsch auf ein polnisches Geschütz. Eine Panzerabwehrkanone ist hier aufgestellt, eben will sie die Bedienung schwenken, um sie gegen die andrängenden Deutschen zu richten.

Unsere wackeren Jungen aber sind schneller als die Polen. Sie können keinen Schuß mehr aus dem Rohre jagen. Schon sind die Unsern über den Polen. Wer nicht die Hände hochwirft und sich ergibt, wird erledigt. Diese Bedienungsmänner ziehen die Gefangenschaft dem Heldentode bei weitem vor. Sie ergeben sich.

Der Leutnant Stolz ist, wenn es nötig wird, ebensogut Artillerist, wie er Infanterist ist. „Los, Jungens. Rumgeschwenkt das Ding. Ziel der Eingang zum Fort. Das Maschinengewehr!"

Das Geschütz ist geladen, fix und fertig zum Abschuß. Schon wird der Abzug gerissen, der Leutnant Stolz beschießt jetzt die Polen des Forts mit ihrem eigenen Geschütz.

Unsere Feldgrauen grienen. Das ist ein Krieg nach ihrem Sinn. So wollen sie schon weiterkommen. Und der Leutnant bringt unter seinen gutsitzenden Schüssen das verteufelte Maschinengewehr am Tor sehr schnell zum Schweigen. Er und seine Leute können aufatmen, es ist wie eine kurze Feuerpause. Aber weiter, noch ist erst ein Teil der Arbeit getan.

„Unteroffizier Scheel!"

„Unteroffizier Scheel zum Leutnant", läuft es durch die Reihen der Schützen.

„Jetzt kommt die Brücke dran, Scheel, nehmen Sie den Kompanietrupp. Angriff von rückwärts."

Der Unteroffizier knallt die Hacken zusammen. Wiederholt den Auftrag, dann nimmt er seine Leute und geht vor.

Er und seine Leute haben sich ausgezeichnet bewährt bei diesem Kampf um die Brücke. Jetzt stehen bereits die beiden Züge der Zehnten im Ringen um den Übergang. Da schlägt aus den Türen

und Fenstern der Kasematten, aus Häusern, von Kellern und Dächern schweres Feuer in die Reihen der Deutschen.

Leutnant Stolz setzt sofort seinen dritten Zug ein. Der muß ihm den Rücken frei halten. Mit Handgranaten, Granatwerfern und dem blanken Bajonett geht der Zug gegen die Häuser einzeln vor, säubert sie von den Schützen. Diese Männer wissen, daß die Kameraden der weiter vorwärts stürmenden Züge ihnen vertrauen, daß von ihrer Säuberungsarbeit hinter den Reihen der Stürmenden der ganze Erfolg abhängt. Sie tun ganze Arbeit. Immer seltener werden die heimtückischen Schüsse. In dichten Gruppen drängen sich schon die Gefangenen. Das Feld ist gesäubert.

Der Leutnant Stolz aber ist indessen mit einem Zug und der schweren Maschinengewehrgruppe durch das Feuer aus den Kasematten hindurch und ersteigt die Wälle des Forts. Ein Teil der polnischen Besatzung wirft jetzt die Waffen weg und wird gefangen genommen. Aber ein Rest der Polen gibt den Kampf noch nicht auf, es setzt noch ein kurzes, aber erbittertes Fechten, bis auch dieser Rest von etwa siebzig bis achtzig Mann endlich die Waffen streckt.

„Befehl ausgeführt. Zehnte Kompanie steht auf dem Ostrand des Forts!"

Noch ist es nicht soweit zur Meldung beim Oberst, aber das ist der Stolz dieses jungen Kompanieführers und jedes einzelnen von der Zehnten, der mit dabei war.

Unterdes ist aber auch die zweite Kompanie des Oberleutnants Steinhardt nicht untätig gewesen. Sie hat sich mit Schneid und unter großen Verlusten aus ihrer schwierigen Stellung lösen können. Die Schützenlöcher sind ausgehoben, und als die Zweite dann die Abschirmung für die vorstürmende zehnte Kompanie übernimmt, gelingt es dem hervorragenden Zusammenwirken beider Kompanien, das Fort zu nehmen.

Am Ostrand des Forts erhalten die Stürmer noch einmal erneut schweres Granatwerferfeuer. Das aber kann die siegreichen deut-

schen Infanteristen nicht mehr aufhalten. Auch dieses wird zum Verstummen gebracht. Noch während der letzten Schüsse hatte ein Spaßvogel ein im Fort aufgefundenes Grammophon in einem Trichter aufgestellt.

Wie staunen die Polen, als es ihnen plötzlich auf polnisch von drüben herüberklingt: „Noch ist Polen nicht verloren." Ihr Grammophon, ihr Lied – und das mitten im Feuer.

„Doch ist Polen nun verloren", wandelt ein Deutscher den Text dieses Liedes. Ja, es ist verloren, dieses leichtsinnige Polen, das dem Größenwahn unfähiger Phantasten zum Opfer fiel.

Es ist verloren hier am Fort II vor Warschau, es ist verloren mit seiner Hauptstadt. Es wird in kurzem aufgehört haben, zu bestehen. Noch ahnt niemand hüben und drüben etwas von dieser Entwicklung, aber sie ist nun nicht mehr aufzuhalten. Die tapferen Stürmer des Forts II aber haben ihren guten Anteil am großen Gelingen, das dem allen ein Ende setzte.

Dem Leutnant Stolz und seinem Kameraden Oberleutnant Steinhardt aber steht noch eine große Freude und Ehrung bevor. Stolz hat seine Meldung beim Oberst machen können. Der hat ihm die Hand geschüttelt und ihn zu diesem schönen Erfolge beglückwünscht. Nachdem aber der Polenfeldzug für abgeschlossen gelten konnte, da standen die beiden Leutnants vor ihrem Obersten Befehlshaber, dem Führer, in Berlin.

„Befehl ausgeführt, zehnte Kompanie steht auf dem Ostrand des Forts!" durchzuckt es noch einmal den Leutnant Stolz, als ihm der Führer die Hand gibt und ihm und seinem Kameraden Steinhardt das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz verleiht.

Die unheimliche Kugel

Eine frische Brise steht über der Danziger Bucht. Die Wellen zeigen bis weit hinaus weiße Schaumkronen; der Minensucher schlingert, an seinem Bug brechen sich schäumend die Wogen.

Seit Tagen schon kämmen diese Minensucher die Bucht und die See nach polnischen Minen ab. Diese tückischen Dinger bilden eine stete Gefahr für die Schiffahrt, die Danziger Bucht muß von ihnen geräumt werden. Es ist ein gefährliches Kommando, auf einem Minensuchboot Dienst zu tun. Mit Minensuch- und Raumgerät geht es auf die Fahrt. Ein Anker hält die Minen auf dem Meeresgrund und läßt sie auf die eingestellte Wassertiefe steigen. Unter der Wasseroberfläche lauern sie tückisch auf den Schiffsrumpf, der sich ihnen naht. Stößt die Bordwand an den schwarzen Minenkopf mit den unheimlichen langen „Fühlern", explodiert die Mine und reißt die Bordwand auf. Oft genug schon aber riß sich eine solche Mine auch von ihrem Anker los und treibt. Dann nutzt alle Kenntnis festgestellter Minenfelder nichts. Unversehens kann man auf eine solche Treibmine stoßen, und dann wird die Fahrt zu einer „Himmelfahrt". So mancher Minensucher wurde schon ein Opfer dieser gefährlichen Kugeln.

Stundenlang ging auch heute schon die Minensuche. Die Männer an Bord des Minensuchers sind ein wenig verklammt von der frischen Brise. Es ist Mittagszeit geworden, da schnappt das Fanggerät eine Mine.

Es beginnt die schon so oft ausgeführte gefährliche Arbeit, bei der jeder Fehlgriff den sicheren Tod bedeuten kann. Unter großer Mühe wird die Mine mit einem Flaschenzug aus dem Wasser gehievt. Sie soll abgeschleppt und dann später an Land unschädlich gemacht werden.

So eine Mine ist viele Zentner schwer. Als noch aller Augen bei

dem Herauswinden mit dem Flaschenzug sind, da geschieht das Unerwartete: Urplötzlich bricht mit jähem Ruck die Kette, an der die Mine hängt! Die Mine klatscht in die See zurück, hochauf spritzt das Wasser. Und dann schaukelt das glatte, schwarze Ding mit dem Auf und Ab der Wellen unmittelbar neben dem Schiff. Ihr Kopf mit den Fühlern streckt sich aus den Wellen. Für Sekunden taucht sie unter die Oberfläche des Wassers, dann tanzt sie wieder in dem weißen Gischt auf den Köpfen der Wellen.

Blitzartig geht es durch alle Köpfe: Die Mine wird gegen die Bordwand geworfen!

Jeder erkennt die entsetzliche Gefahr, in der er schwebt. Es ist keine Zeit zu neuen Befehlen. Kein noch so schnelles Manövrieren des Schiffes kann den Zusammenstoß verhindern. Es geht um Bruchteile von Minuten, es geht um das Schiff und das Leben der Besatzung!

Näher und näher tanzt die unheimliche Kugel. Sie wiegt sich tückisch mit ihrer schwarzblanken Oberfläche auf den weißen Wellenkämmen und treibt unfehlbar auf das Schiff zu. Es ist eine Zerreißprobe der Nerven für die Männer, die mit starren Blicken an der Reling stehen.

Da entscheiden die Nerven von zwei Männern.

Wie der Blitz springt plötzlich der Obergefreite Mende über die Reling. Er steht auf der schmalen Wulst dicht über dem Wasser. Mit einer Hand hält er sich rückwärts an der Reling fest.

Mit kleinen Schritten rückt er auf der Wulst zu der Stelle, auf die die Mine zutreibt. Von hinten haben ihn jetzt die Fäuste seines Oberleutnants gepackt, so daß er sich freier bewegen kann. Da treibt mit einer Welle auch schon die Mine an.

Der Obergefreite kann die Kugel mit dem Fuß erreichen. Er hängt fest in den Armen seines Kameraden an Bord, stützt sich mit dem Rücken von der Reling ab und stemmt nun beide Füße gegen die Mine. Er braucht hierzu alle Kraft, denn die zentnerschwere

Mine ist auch im Wasser eine nur schwer zu regierende Last. Ihre Oberfläche ist zudem spiegelglatt, das über sie flutende Wasser zerrt an dem Stand der stemmenden Füße. Es ist ein minutenlanges, zähes Ringen. Berührt der Fuß des Wackeren auch nur die Spitze eines der Minenfühler, erfolgt die Zündung, ist es geschehen. Fast unerträglich scheint der Druck, gegen den sich der Matrose anstemmt. Dann aber geschieht das Wunder. Der Druck läßt nach, mit dem Zurückfluten des Wassers bekommt die Mine einigen Abstand vom Schiff.

Die Arme des Oberleutnants ziehen den Mann wieder auf die Wulst zurück. Der erste Ansturm der Mine ist abgewehrt, die Gefahr für Minuten beseitigt.

Aber noch ist keine Zeit zum Ausruhen. Wieder treibt die Mine mit den unermüdlich anrollenden Wogen näher. Jetzt ist sie schon auf weniger als einen Meter an die Bordwand heran. Der Obergefreite tastet von neuem vorsichtig mit der Fußspitze nach einem Halt auf der Kugel. Ein Fehltritt gegen die Hörner, und es ist aus. Aber wieder gelingt es. Diesmal stemmt er nicht nur die beiden Füße gegen die Kugel, er muß auch noch eine Hand zu Hilfe nehmen.

Dieser Kampf gegen die Mine dauert nur wenige kurze Minuten, aber er scheint allen Stunden zu währen. Es sind endlos lange Augenblicke, die durchgehalten werden müssen. Jedes Nachlassen, Versagen bedeutet den Tod. Inzwischen aber hat das Schiff seine Maschinen auf höchste Touren gebracht. Es läuft an und kann sich langsam aus der gefährlichen Nachbarschaft befreien. Die Mine bleibt in sicherem Abstand von der Bordwand in den Wellen zurück, Jetzt ist die Gefahr überstanden. Kräftige Arme ziehen den Obergefreiten Mende über die Reling auf das Deck zurück.

Die Kameraden setzen ein Dingi aus und können den gefährlichen Gegner erneut einfangen und festmachen. Jetzt ist auch die letzte Gefahr beseitigt.

Inmitten der Kameraden steht der Obergefreite. Der Oberleutnant, der ihn so kräftig gestützt, und er reichen sich die Hände. Sie sind Sieger in diesem unheimlichen Kampf geblieben, der nur Minuten währte und doch den letzten Einsatz erforderte, denn es ging wahrhaftig um alles.

Dem Obergefreiten Mende und seinem Oberleutnant wurde für ihr entschlossenes, tapferes Verhalten das Eiserne Kreuz verliehen. Als man den wackeren Mende später einmal danach fragte, was er wohl in diesen furchtbaren Augenblicken gedacht habe, antwortete er: „Nur eins: Es ist besser, daß vielleicht nur zwei Mann hochgehen als unser ganzes Schiff und unsere Kameraden! Das hat mir auch die Kraft gegeben, in diesen langen Minuten durchzuhalten." Und dann fügt er lächelnd hinzu: „Eine anständige Schramme am Arm hat es übrigens auch gegeben."

Einen geheimen Herzenswunsch aber hat dieser Teufelskerl von Obergefreiten auch. „Ich wollte schon immer auf ein U-Boot. Na, wer weiß, vielleicht klappt es jetzt", meint er zuversichtlich. Für solche Männer aber sind unsere U-Boote sicherlich der beste Platz!

Der Schuß auf die „Courageous"

Die „Courageous" war ein englischer Flugzeugträger von 22 500 Tonnen, der mit 22 Flugzeugen am 17. September 1939 von einem deutschen Unterseeboot torpediert wurde. Stolz hatte die britische Admiralität wenige Wochen vor dem Kriege verkündet, daß den Flugzeugträgern im Rahmen der englischen Marine eine besonders wichtige Aufgabe zufalle, da sie am besten geeignet erschienen, die lebenswichtigen Zufuhrlinien zu schützen. Diese Flugzeugträger sollten dauernd die an Bord befindlichen Flugzeuge

Patrouillen fliegen lassen, um die Geleitfahrzeuge großer Konvois jederzeit über etwaige feindliche Maßnahmen auf dem laufenden zu halten. Sieben Flugzeugträger mit zusammen 246 Flugzeugen hatte England bei Kriegsbeginn einsatzbereit, sechs neue Flugzeugträger mit rund 400 Flugzeugen waren im Bau begriffen. Neben dem ganz neuen Flugzeugträger „Arc Royal", den der deutsche Fliegerleutnant Francke beschädigte, war die „Courageous" mit ihrer hohen Geschwindigkeit von 31 Seemeilen (59 Stundenkilometer) das kampfkräftigste Schiff des englischen Flugzeugträgertyps. Es war es, denn der Kapitänleutnant Otto Schuhart und die wackeren Männer seines U-Bootes hatten beschlossen, der englischen Marine mindestens ein Großkampfschiff, oder, was noch schwerwiegender war, einen solchen Flugzeugträger auf den Grund zu schicken. Damit aber hatte die hohe britische Admiralität keineswegs gerechnet, als sie ihre Großankündigung über die Flugzeugträger und ihre wichtigen Aufgaben vom Stapel gelassen hatte. Den deutschen Seemannsgeist, den Kampfgeist eines Weddigen hatten sie vergessen in ihre Berechnungen einzusetzen. Und deshalb endete ihre große und wichtige Rechnung mit einem schweren Verlust. So aber geschah es am 17. September 1939.

Südwestlich von Irland läuft ein deutsches U-Boot durch den Ozean. Es zeigt das Sehrohr nur kurz und sparsam, denn die Gegend ist hier nicht ungefährlich. Aber nichts ist zu sehen. Es ist ein Sonntag. Golden strahlt die Sonne auf die blanke See.

Der Mann am Ausguck späht unermüdlich in die Runde. Nichts ist auszumachen, nicht die kleinste Rauchfahne. Die Engländer kneifen auf der ganzen Linie. Das können sie noch ganz ausgezeichnet vom Weltkrieg her.

So kommt langsam der Nachmittag heran. Es ist gegen die vierte Stunde. Da dringt mit einem Male der alarmierende Ruf des Ausguckmannes bis in den fernsten Winkel des Schiffs: Rauchfahne voraus in Sicht!

Das bringt jähes Leben in das Boot. Der Kommandant steht am Okular. Tatsächlich, weit voraus steht eine Rauchfahne. Also unter Wasser vorsichtig herangepirscht und abgewartet.

Das Jagdfieber hat alle erfaßt. Wem mag die Rauchfahne zugehören? Einem Neutralen? Gibt es eine Prise? Oder hat man womöglich das Glück gehabt und ist auf ein Kriegsfahrzeug der Engländer gestoßen?

Hundert Fragen schwirren durch die Köpfe. Äußerlich aber ist größte Ruhe im Boot eingekehrt, so als wenn ein Jäger sich an die Beute schleicht oder auf dem Anstand das Heraustreten des Wildes abwartet. Ein Kopf denkt und handelt jetzt für sie alle. Das ist der ihres Kommandanten. Der Kapitänleutnant Otto Schuhart läßt das Sehrohr weiter ausfahren. Es scheint ein Engländer zu sein, der da vorn. Er fährt im Zickzackkurs, wie sich das diese vorsichtigen Herrn in den letzten Tagen wegen der deutschen U-Bootgefahr angewöhnt haben. So sind sie schwerer mit einem Torpedo zu erwischen.

Langsam schiebt sich das U-Boot unter Wasser näher und näher an den Dampfer heran. Es ist kein Kriegsschiff, soviel steht schon fest. Ein ganz großer Schlag also kann es für unsere U-Bootsmänner kaum werden. Die Kampfstimmung im Boot sinkt um einige Grade, schade, das wäre doch ein zu schöner Sonntagsbraten gewesen. Das U-Boot kommt nicht zum Angriff. Der Dampfer zieht ab, kleiner und kleiner wird seine Silhouette am Horizont. Das U-Boot wartet unter Wasser ab, bis der Steamer außer Sicht ist. Schon begräbt man alle Hoffnung, an diesem Tage noch zum Schuß zu kommen, da entschließt sich der Kommandant, doch noch einmal einen gründlichen Rundblick über die Wasseroberfläche zu tun. Man kann ja nie wissen, vielleicht ...

Als der Kapitänleutnant jetzt von neuem durch das Sehrohr blickt, da schlägt es ihn fast zurück. Ihm stockt der Atem. Das hatte er in seinen kühnsten Träumen nicht mehr zu erhoffen gewagt.

Am Horizont sieht er vor sich eine große, tiefschwarze Rauch-

fahne. Er erkennt Deckaufbauten - da vor ihm dampft tatsächlich ein großes feindliches Kriegsschiff.

Schon läuft sein Befehl durch das Boot: Angriff auf ein englisches Kriegsschiff!

Atemlose Stille herrscht im Boot. Die Männer stehen auf ihren Tauchstationen. Ein jeder weiß, um was es jetzt geht. Es kommt auf das Äußerste an. Es gilt nun alles zu gewinnen oder alles zu verlieren. Das Boot wird voll eingesetzt!

Das U-Boot pirscht sich näher an den Feind. Noch einmal hat der Kommandant das Sehrohr ausfahren lassen. Er sieht um den großen Pott flinke Zerstörer umherstreifen, er sieht Flugzeuge. Es gibt keinen Zweifel: Dieser große Bursche dort ist ein Flugzeugträger, also das kostbarste Edelwild, das es auf solcher Jagd geben kann. Nichts wie drauf!

Es ist eine schwere Aufgabe für das deutsche U-Boot. Der Gegner ahnt, daß deutsche Ritter der Tiefe in der Nähe sind. Auch er fährt einen tollen Zickzackkurs. Die Zerstörer umschwärmen den Giganten, von den Flugzeugen aus spähen scharfe Augen über die See.

Eine fast unerträgliche Spannung erfüllt das U-Boot. Der Waffenoffizier, die Rudergänger, Offizier und Mann stehen an ihrem Platz. Ihre Augen blicken starr auf das Gerät, das sie bedienen. Ihre Ohren lauschen der Stimme des Kommandanten. Von ihm allein hängt jetzt jede weitere Handlung ab. Er verbürgt Sieg oder Untergang. Felsenfest ist das Vertrauen aller zu dem Kapitänleutnant Schuhart, der mit seinem Obersteuermann allein im Turm steht.

Unter Wasser geht jetzt die Jagd. Schuhart läßt den Flugzeugträger nicht außer Sicht. Er begegnet dessen Kursänderungen in schneller Anpassung seines wendigen Bootes. Ab und zu wirft der Kommandant das Sehrohr herum und sichert nach den Zerstörern, die wie ein aufgeregtes Bienenvolk die „Courageous" umschwärmen und ihre Wasserbomben bereit halten, wenn sich auch nur das

geringste Anzeichen eines Feindes zeigt. Auch den Fliegern gilt seine Beobachtung. Bei ruhiger See können diese ein U-Boot bis auf etwa dreißig Meter unter Wasser erkennen. Ein Signal von ihnen zu den Zerstörern, und diese brausen heran, rammen das Boot oder werfen ihre Wasserbomben.

Es ist wahrlich eine schwere Aufgabe, diesen so geschützten Schiffsgiganten zur Strecke zu bringen. Ein jeder muß das Letzte hergeben, wenn es gelingen soll.

Eine Stunde schon geht nun diese Jagd unter Wasser. Eisern sind Kommandant und Mannschaft. Sie lassen das gestellte Wild nicht mehr aus, der Geist eines Weddigen ist in ihnen lebendig. Ein und eine halbe Stunde – da endlich ist es soweit.

„Torpedos klar!"

Der Kommandant hat jetzt den Gegner im Sehrohr genau eingepeilt. Stahlhart klingt sein Befehl durch das Schiff.

Alle Herzen schlagen höher.

Der Waffenoffizier rast wie verrückt zwischen seinen Rohren und seinen Torpedos, an denen er noch einstellen muß. Er will es sich nicht entgehen lassen, selbst auf den Knopf zu drücken, um die Torpedos abzuschießen. Noch ein paar Zickzacks des Gegners. Jetzt endlich liegt er genau auf dem richtigen Kurs. Das Sehrohr des U-Bootes ist nur ganz wenig ausgefahren. Eben läuft noch ein Zerstörer an ihm vorbei, da weiß der Kommandant: Jetzt oder nie!

„Rohr los!" Der Ernst der Minute läßt seine Stimme ganz ruhig und verhalten erscheinen.

Es ist unbeschreiblich, wie jetzt die Männer im U-Boot lauern. Sekunden nur vergehen, aber sie dehnen sich wie Stunden. Der Torpedo rast auf den Feind zu.

Atemlose Spannung im Boot. Jeder weiß: Gleich, jetzt gleich muß etwas passieren, oder wir sind hereingefallen und müssen uns mit hängenden Ohren davonschleichen.

Da! Von außen her dringt in das U-Boot ein hartes, kurzes Ge-

räusch, ein zweites, stärkeres dröhnt auf. Es ist ein metallenes Krachen, anschließend ein Brausen, dann lassen sich viele kleinere Detonationen hören.

Getroffen! Ein unterdrückter Jubelschrei läuft durch das Boot. Aber jetzt ist keine Zeit zur Freude.

Schon ist das Sehrohr eingezogen. Kommandos schallen durch alle Räume. Das Tiefenruder wird hart nach unten gelegt, die gefechtspostenfreie Mannschaft eilt in die vorderen Räume, damit die Abwärtsbewegung des auf Tiefe befohlenen Bootes beschleunigt wird. Das Boot muß heraus aus der Gefahr, denn schon preschen in wildem Zickzackkurs die englischen Zerstörer heran. Tiefer und tiefer sinkt das Boot. Dieses Kommando des Kommandanten war im Frieden so oft ausgeführt worden, daß es jetzt im Kriegsfalle unbedingt klappen mußte. Das Boot erreicht die volle Tiefe, das Sehrohr ist nun völlig eingefahren. Alles ist ruhig im Boot. Jetzt heißt es nur noch warten, ruhig warten, bis die Zerstörer da sind. Alles lauscht.

Da tönt über ihnen schon das wirbelnde Geräusch der Zerstörerschrauben, da dröhnen die ersten gewaltigen Detonationen auf. Das Boot erzittert und bebt in allen Fugen. Serienweise fallen die Wasserbomben, krachend, brummend und gewaltig polternd. Wasserstandsgläser platzen im Boot, Scheiben an Manometern und Uhren springen, Sicherungen schlagen durch, aber das Boot hält. Es bekommt keinen Treffer. Mal näher, mal entfernter suchen die britischen Zerstörer. Sie sehen, was die Deutschen erreicht haben! Die Ritter der Tiefe aber hocken tief unten und können nichts tun als warten und wieder warten. Treffen die Bomben? Dringt Wasser in das Boot? Warten, warten!

Über See aber bot sich folgendes Bild:

Die Gewalt der Explosionen auf der „Courageous" war so ungeheuer, daß das Flugzeugdeck wie ein Blech aufgebogen war. Noch arbeiteten die Maschinen weiter. Der Flugzeugträger machte noch

etwa 15 Knoten Fahrt, als ihn der Torpedo traf. Er fuhr nun auch noch im sinkenden Zustande weiter. Aber das Sinken ging so rasch vor sich, daß die Besatzung nur zwei Rettungsboote an Backbord zu Wasser lassen konnte, eines dieser Boote aber wurde getroffen und zertrümmert, als die „Courageous" mit dem Heck zuerst in die Tiefe schoß. Von der Besatzung waren viele ins Meer gesprungen, sie hatten verzweifelt zu kämpfen, um nicht von den umherschwimmenden Trümmerstücken erschlagen zu werden oder in den gewaltigen Sog zu geraten, den der Flugzeugträger bei seinem Versinken hervorrief. Die Zerstörer, herbeieilende Dampfer nahmen einen Teil der Schwimmenden auf. Nicht ganz zwanzig Minuten hatte es gedauert, bis der stolze Flugzeugträger „Courageous" ausgelöscht war. Mit ihm gingen die an Bord befindlichen 22 Flugzeuge und an die 600 Mann seiner etwa 1200 Köpfe starken Besatzung auf den Meeresgrund.

Von all diesen Einzelheiten wußten die deutschen Männer unten im U-Boot nichts. Sie wußten nur, daß sie gesiegt hatten, und diese Gewißheit erfüllte sie mit hohem Stolz. Darüber vergessen sie ihre gefahrvolle Lage. Noch immer kleckern die Wasserbomben herab, dumpf schüttern die Wände des Bootes.

Sie sind jetzt im Kampf mit den Zerstörern, es gilt, ihnen zu entwischen und die sichere Weite zu gewinnen. Noch verhalten sie sich ganz ruhig, aber der Kommandant läßt das Boot jetzt schon auf kleiner Fahrt anlaufen. Weg vom Gegner! heißt nun die Parole. Das U-Boot aber darf seine Maschinen nicht voll laufen lassen, denn der Feind horcht. Er will das Singen der Motoren, das Mahlen der Schrauben des U-Bootes hören, um dann seine Bomben sicher setzen zu können. Jegliches irgendwie vermeidbare Geräusch muß also unterbleiben. Der Engländer darf das wackere U-Boot nicht aufspüren, er soll es nicht.

Stundenlang geht der Kampf unter Wasser gegen die Zerstörer. Mit dem Kommandanten fährt jetzt der leitende Ingenieur das

Boot. Noch immer erfolgen Detonationen. Aber die Zerstörer suchen bereits an anderen Stellen, die Bomben liegen schon weiter ab, ihre Explosionen können den Druckkörper nicht mehr beschädigen. Ferner und ferner tönen nun auch die Wirbel der Zerstörerschrauben.

Das Boot läßt sich in der Tiefe sehr gut halten. Die Besatzung ist mustergültig. Sie ist ganz ruhig, führt jedes Kommando aus, das ihr gegeben wird und wie es im Frieden so oft einexerziert wurde. Es ist eine harte Nervenprobe, so zu sitzen und zu warten, ohne die Möglichkeit der Gegenwehr, mitten drin zu sein in diesem Bombenregen, ohne sehen zu können, auf welchem Kurs der Gegner läuft.

Aber immer entfernter tönt das hohe Singen der in höchster Umdrehungszahl laufenden Schrauben der englischen Zerstörer. Kommandant und Mannschaft wird es mehr und mehr zur Gewißheit: Sie bekommen uns nicht mehr. Wir kommen durch!

Ein Aufatmen geht durch das Boot. Gewonnen, all gewonnen!

Es ist jetzt Mitternacht. Da dringen neue Geräusche zum U-Boot. Es sind die langsam mahlenden Schrauben irgendeines Dampfers. Diese Schraubengeräusche sind den U-Bootleuten eine prächtige Deckung für die eigenen Schraubengeräusche. Denn noch ist der Feind nicht allzu fern und späht und lauscht mit allen Mitteln.

Jetzt laufen die Maschinen voll, und mit jeder Umdrehung geht es weg vom Feinde, heimwärts.

Das Boot taucht vorsichtig auf, der Kapitänleutnant Otto Schuhart und seine tapferen Leute sind Sieger geblieben in diesem Heldenkampf.

Der Funk meldet durch die Nacht die Kunde von der stolzen Tat. Wie jubeln die wackeren Männer auf, als ihnen der Befehlshaber der U-Boote durch Funkspruch seine Anerkennung ausspricht und sie erfahren, daß sie alle mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden sind.

Als sie von ihrer erfolgreichen Feindfahrt in ihren Heimathafen zurückkehren, da wird ihnen noch einmal Dank und Anerkennung.

Der Führer, der Großadmiral, der Befehlshaber der U-Boote, sie schütteln dem Kommandanten und den tapferen Männern die Hände. Stolz leuchtet das Zeichen des Eisernen Kreuzes an ihren blauen Jacken, über denen so lustig und verwunderlich die krausen Bärte der Fernfahrer stehen.

Sie haben England einen gewaltigen Schlag versetzt. Ein Flugzeugträger, der zweitgrößte, war nicht mehr. Er, der so ängstlich beschützt, andere schützen sollte, war durch den Torpedotreffer eines deutschen U-Bootes ausgelöscht.

Die Sieger von Scapa Flow

Das U-Boot ist ausgelaufen.

Die Wellen der Nordsee brechen sich hoch aufschäumend am Bug. Das Summen der elektrischen Motoren, das Geräusch der Tiefenruder und das Surren des Sehrohrmotors, mit dessen Hilfe nach den Anweisungen des Kommandanten das Sehrohr aus- und eingefahren wird, erfüllen das Boot.

Es ist auf dem Unterseeboot des Kapitänleutnant Prien eigentlich alles so, wie es immer ist, wenn sie ausfahren auf englische Handelsschiffe, auf Neutrale, die Banngut führen. 10 000 Tonnen konnten sie schon dem Feinde durch Versenkung entziehen. Aber es ist noch etwas Besonderes um diese Fahrt.

Jeder Mann der Besatzung weiß um das Ziel. Sie sind eine verschworene Gemeinschaft bester Seeleute und Soldaten. Ein jeder steht im engen Raum auf seinem Platz, hat seine Aufgabe. Nur wenn ihrer aller Zusammenarbeit bis ins Letzte hinein klappt, dann besteht die Aussicht auf Erfolg für das, was sie sich vorgenommen haben.

Der „Alte", das ist der Kommandant, der Kapitänleutnant

Günther Prien, hat es ihnen vor ihrem Auslaufen mitgeteilt. „Wenn die Engländer wie im Weltkrieg sich verkriechen und sich uns nicht auf freiem Meere zum Waffengang stellen wollen, dann werden wir sie eben in ihrem Hauptliegeplatz aufsuchen und ihnen dort ein paar ‚dicke Pötte' herausschießen."

Das war ein Wort nach dem Herzen unserer blauen Jungen!

Das wird entweder ein „Himmelfahrtskommando" oder eine Gelegenheit für das Eiserne Kreuz. Der Kapitän und seine Männer sind nun mehr noch als zuvor ein Wille, ein Geist und eine Tat.

Sie haben alle Vorbereitungen getroffen. „Vielleicht, wenn wir Pech haben, werden sie uns kriegen, aber das Boot sollen sie auf keinen Fall haben", sagten sie sich. Überall im Boot sind Sprengkörper angebracht. Geht es schief, dann kommt eben die „Himmelfahrt", und es ist nichts mit dem Eisernen. Aber es kann ja eigentlich gar nicht schief gehen. Felsenfest ist das Vertrauen der U-Bootmänner auf ihren Führer.

So fährt am 14. Oktober 1939 ein deutsches U-Boot gegen England. Kurs: Scapa Flow, jene durch die Orkneyinseln im hohen Norden Großbritanniens geschützte Bucht, in der die englischen Seestreitkräfte ankern.

Das Auge an die Gummimuschel des Okulars gepreßt, späht der Kommandant über die Wogen. Es ist kein Feind, keine Rauchfahne auszumachen. Glatte Fahrt, wie sie sein muß, wenn sie Glück haben sollen. Kapitänleutnant Prien führt und fährt sein Boot aus dem Turm sicher über die graue Nordsee. Schon einmal, vor nun fünfundzwanzig Jahren, hatte ein deutsches U-Boot ein Gleiches versucht. Damals wie heute hatte sich die englische Flotte in den Schlupfwinkel von Scapa Flow verkrochen. Der Kapitänleutnant von Hennig mit seinem wackeren „U 18" hatte im November 1914 den gleichen Vorstoß in die Höhle dieses furchtsamen britischen „Löwen" gewagt. Aber er hatte Pech gehabt, als er ankam, war die englische Flotte ausgelaufen, ihm blieb das Nachsehen.

Der Kapitänleutnant Prien wirft den Kopf in den Nacken. Das darf ihm nicht widerfahren. Er wird Scapa Flow erreichen, und er wird einige „dicke Pötte" auf den Grund gehen lassen. Er hat die Gewißheit in sich, er glaubt daran, es muß gelingen!

Unbeugsam ist der Wille dieser U-Bootfahrer.

„Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Wenn wir hereinkommen, werden wir schießen, und wir werden auch wieder herauskommen", so ungefähr hatte der Kommandant es seinen Leuten vor dem Auslaufen gesagt. Und weil nun die Leute so fest an ihn glaubten, mußte er eben hereinkommen.

Und sie kommen herein!

Spiegelglatt ist die See, das hochstehende Nordlicht erleuchtet die Bucht taghell. Sie haben nun nicht nur den Anmarschweg hinter sich, sie sind auch unbeschädigt durch die zahlreichen Sperren gedrungen, die den Hafen sichern sollen. Es ist ein Meisterstück der Schiffsführung, daß sie unbemerkt so weit vorstoßen konnten. Jenes Glück ist mit ihnen, das auf die Dauer nur der Tüchtige hat.

In der Ferne tauchen die Schattenrisse englischer Schiffe auf. Fiebernden Auges blickt der Kommandant durch das Sehrohr. Sie sind am Ziel.

Prien kann aus seiner Kenntnis von englischen Flottenhandbüchern heraus zwei große Schlachtschiffe ausmachen. Das eine ist der „Royal Oak", das andere muß der „Repulse" sein, die die Engländer laut genug als ihre schnellsten Schlachtkreuzer priesen. Es kann kein Zweifel sein, es ist der „Repulse", diese Silhouette mit den zwei Schornsteinen ist kaum zu verwechseln.

Ein Lächeln des Triumphs geht über seine Züge. Wie war es doch?

„Wenn wir hereinkommen, werden wir schießen ..."

Die Ziele für die Torpedos sind ausgemacht. Erst der „Repulse", dann der „Royal Oak"!

„Rohr I - fertig!"

Von den Ausstoßrohren kommt Bestätigung und Gegenmeldung:

„Rohr I - fertig."

Jetzt kommt der große Augenblick.

„Rohr I - los!"

Ein gewaltiger Ruck durchläuft das Boot, die Tiefensteuer fangen ihn ab. Männer stürzen nach vorn, um das Gewicht des abgefeuerten Torpedos auszugleichen.

Totenstille. Alles hält den Atem an. In schnurgerader Richtung rast jetzt der Torpedo auf sein Ziel zu. Minuten vergehen. Da - endlich, der Aufschlag, Treffer, Detonation.

Und wieder: „Rohr II - fertig!"

Rohr II ist fertig.

„Rohr II - los!" wieder dieser gewaltige Ruck, der das Boot durchstößt, banges Warten. Dann bricht droben die Hölle los.

Wassersäulen steigen auf bis weit über die Mastspitzen, Feuergarben sprühen in tausend bunten Farben gen Himmel, durch die Luft schwirren Teile vom Schornstein, vom Brückenaufbau, vom Mast. Aufklatschend prasseln sie in die Flut, dichter Qualm verhüllt die Sicht.

Soviel aber hat der Kommandant noch ausmachen können: Auch der „Royal Oak" ist schwer getroffen. Der Schuß sitzt ein bis zwei Meter vor den vorderen Türmen.

Noch sieht der Kommandant, wie das Schlachtschiff „Royal Oak" absackt, wie der „Repulse" mit dem Vorschiff schwer leck tief im Wasser lag. Sieg - aber nun gilt es, heil wieder herauszukommen aus diesem Hafen der Home-Fleet, denn da oben ist jetzt der Teufel los.

Scheinwerfer blitzen auf, tasten mit ihren Strahlenfingern über das Wasser. Es wird geblinkt, Morsezeichen leuchten auf. Die Engländer haben erkannt, daß der Feind im Hafen ist, daß dies sein Werk sein muß. Schon aber hat das wackere U-Boot gewendet und liegt auf Auslaufkurs.

„Und wir werden auch wieder herauskommen", das hat der Kommandant versprochen, niemand im Boot zweifelt daran.

Und während hinter ihnen in der Bucht die dumpfen Detonationen von Wasserbomben ertönen und dort überhaupt die Hölle entfesselt zu sein scheint, beginnt für das tapfere U-Boot von neuem das Mogeln und Versteckspielen, um sicher durch die englischen Sperren zu kommen. Und es gelingt. Wie sie einfuhren, laufen sie auch wieder aus. Als sie ein gutes Stück Fahrt hinter sich gebracht haben, da tönt es durch das Sprechrohr des U-Bootes bis hinein in den letzten Winkel:

„Wir haben ein Schlachtschiff versenkt, ein Schlachtschiff beschädigt und sind ungeschoren wieder aus dem Kriegshafen heraus."

Ein donnerndes Hurra ist die Antwort auf diese Siegesbotschaft.

Mit blitzenden Augen, Stolz auf den Gesichtern, stehen die wackeren Jungens. Jetzt erst können sie die Größe ihrer Tat übersehen. Bisher ging alles so blitzschnell, hatte ein jeder auf seinem Platz so alle Hände voll zu tun, daß niemand von ihnen zum Nachdenken gekommen war.

Jetzt aber hatte die helle Stimme des Kommandanten die Gewißheit gebracht und die Kunde, daß er sein Wort bis aufs letzte eingelöst hatte. Sie hatten eine in der Seekriegsgeschichte bisher unerhörte Tat vollbracht, jeder von ihnen hatte Anteil daran. Es herrscht eine unbeschreibliche Freude an Bord dieses kleinen U-Bootes, das nun wieder heimwärts läuft.

An einem strahlenden Herbsttage kehren Prien und seine tapferen Männer in den Heimathafen zurück. Die Kunde ihrer Tat ist ihnen vorausgeeilt. Aus einer Gruppe hoher Offiziere der Kriegsmarine tritt Deutschlands Großadmiral Raeder und begrüßt die Heimkehrer: „Die Marine, ja das ganze deutsche Volk ist stolz auf euch, tapfere U-Bootmänner", ruft er ihnen zu. Eiserne Kreuze I. und II. Klasse zeichnen Kommandant und Besatzung aus.

Ganz Deutschland jubelt dem Kapitänleutnant Günther Prien und seinen wackeren Männern zu. Immer wieder bekennt Prien: „Der Erfolg war nur möglich mit einer Besatzung, die so hundertprozentig hinter mir stand, wie es die Besatzung meines Bootes getan hat." Unlösbar sind sie alle Kameraden, die auf dieser Heldenfahrt dabei waren. Ein jeder tat auf seinem Posten voll und ganz seine Pflicht, vom Kommandanten über die Offiziere und Maate bis hin zum letzten Matrosen. Es ist eine stolze Gemeinschaftsleistung, die sie vollbracht haben.

Der Führer lädt den Kommandanten und seine wackeren Jungen zu einem Besuch der Reichshauptstadt ein. Mit dem Flugzeug des Führers kommen sie aus ihrem Heimathafen und treffen in Berlin auf dem Tempelhofer Felde ein. Ungezählte Menschen haben sich hier eingefunden, um ihnen einen jubelnden Empfang zu bereiten.

Stürmisch begrüßt Berlin die Sieger von Scapa Flow. Ihre Fahrt durch die Straßen ist eine wahre Triumphfahrt. Es regnet Blumen, überall strecken sich ihnen die Arme entgegen.

Und dann stehen in der Neuen Reichskanzlei in Berlin der Kapitänleutnant Prien und seine Männer vor dem Führer.

Der Kommandant meldet die angetretene Besatzung des U-Bootes zur Stelle. Der Führer gibt ihm die Hand. Dann erstattet Prien in kurzen, soldatischen Worten Bericht über die Tat von Scapa Flow.

Der Führer dankt ihm und geht dann die Reihe der Blaujacken ab. Da stehen sie, am blauen Jackett mit den goldenen Knöpfen leuchtet das Eiserne Kreuz. Die Köpfe sind nach rechts ausgerichtet, von dort kommt nun der Führer. Begrüßt einen jeden der Männer mit Handschlag. Dann dankt er ihnen allen in einer kurzen Ansprache und gibt seinem und des ganzen Volkes Stolz über diese Tat Ausdruck. Er erinnert dabei daran, daß diese Männer, die da vor ihm stehen, ihre Heldentat vollbrachten an einem Platz, in jener Bucht von Scapa Flow, wo vor zwanzig Jahren nach dem Diktat von Versailles eine schwache deutsche Regierung die deutsche

Flotte ausliefern wollte. Der deutsche Admiral von Reuter hatte im letzten Augenblick durch das Versenken der Schiffe unsere Flotte vor der letzten Schande bewahrt und gerettet.

Dann überreicht der Führer dem Kommandanten des Bootes die höchste Auszeichnung, die es für einen deutschen Soldaten geben kann, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Diese Auszeichnung ehrt zugleich auch die gesamte Besatzung.

Dieser Sieg von Scapa Flow aber ist zugleich ein Sieg der deutschen Jugend. Die Matrosen in diesem U-Boot waren nicht über vierundzwanzig Jahre alt, die Offiziere und Unteroffiziere sämtlichst um dreißig Jahre herum. Es ist wahrhaft die deutsche Jugend, die hier gegen England so erfolgreich angetreten ist, junge Männer, die in kürzester Zeit alles erlernen mußten, was zu einem tapferen deutschen U-Bootsmann gehört und hierzu nicht wie die Engländer wiederum lange Jahre der Vorbereitung zur Verfügung hatten. Sie sind die echten Vertreter unsterblichen deutschen Soldatentums, für die es einfach kein „unmöglich" gibt. Männer ihrer Art können tatsächlich britische Schlachtschiffe mitten aus ihren Häfen herausschießen. Stehen solche Männer für Volk und Vaterland, kann es um den Erfolg der deutschen Waffen nie schlecht bestellt sein.

Der Kapitänleutnant Günther Prien und seine wackeren Männer aber sind dann auf ihren Lorbeeren keineswegs schlafen gegangen. Sie fuhren wieder hinaus, weit in die Nordsee, und griffen von neuem nach dem Kranz von England.

Und während wir in Deutschland von „unserm" Prien als dem Vorbild des kühnen, tapferen und erfolgreichen U-Bootfahrers zu sprechen begannen, spielte drüben in England Name und Begriff unseres Seehelden bereits eine so erschreckende Rolle, daß das englische Informationsministerium nach altgewohnter Weise zum Mittel der Lüge griff, um diesem Namen seine Bedrohlichkeit zu nehmen.

Während Prien mit seinem U-Boot von neuem Jagd auf englische Schiffe machte, da verbreiteten sie kurzerhand die Nachricht, daß dieses deutsche U-Boot zerstört und sein Kommandant gefangen worden sei. Als aber dann die Engländer hocherfreut über diese bedeutsame Nachricht den gefangenen Helden zu sehen begehrten, da drehten und wanden sich diese Herren verzweifelt und gaben flugs eine neue Lesart heraus: Die erste Meldung sei ein Irrtum gewesen, wie sich jetzt herausstellte, sei der Kapitänleutnant Prien mitsamt seinem U-Boot versenkt worden.

Selbst drüben in England gibt man auf diese Meldungen nicht mehr sehr viel, vom neutralen Ausland ganz zu schweigen. Für den Kapitänleutnant Günther Prien aber waren diese über ihn in die Welt gesetzten Meldungen geradezu ein Grund, zu beweisen, daß er und sein wackeres U-Boot noch höchstlebendig und guter Dinge seien.

Wie ein Blitz schlug die kurze, lakonische Meldung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 28. November 1939 deshalb ein, die einfach und schlicht feststellte:

„Ein britischer Kreuzer der London-Klasse ist durch Kapitänleutnant Prien, den Sieger von Scapa Flow, ostwärts der Shetlandinseln torpediert und vernichtet worden."

Diesen Worten ist nichts hinzuzufügen.

Höchstens noch, daß diese britischen schweren Kreuzer der London-Klasse zu den modernsten Einheiten der englischen Flotte gehören, daß ihre Bewaffnung aus acht 20,3 Zentimeter- und vier 4,7 Zentimeter-Geschützen, die Flankenarmierung aus vier 10,2 Zentimeter- und vier 4 Zentimeter-Geschützen besteht, und dieser schwere Kreuzertyp acht Torpedorohre in Vierlingsgruppen besitzt und 680 Mann Besatzung führt.

Es war also wahrhaft ein „großer Pott", den sich unser Prien da herausgefischt hat, um Englands Lügen auf seine Weise höchst nachdrücklichst zu widerlegen. Diese Art der deutschen Beweisfüh-

rung gegen englische Lügen scheint wohl die beste zu sein. Während sie lügen, kämpfen wir, und es war ein Engländer, der einmal gesagt hat, daß für die Seeherrschaft seines Landes der Verlust eines Schlachtschiffes dem Verlust einer Division gleichkomme.

Deutsche Jäger am Feind

Im Westen kam es verschiedentlich zu kleineren Luftkämpfen, ein feindliches Flugzeug wurde hierbei abgeschossen", so steht es wieder und wieder kurz und sachlich im Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht.

Luftkampf - oft dauert ein solcher Einsatz um Leben und Tod nur wenige Minuten, in ihm aber liegt alles beschlossen, was ein deutscher Flieger als höchste Beglückung empfindet.

Flak und Jäger arbeiten eng und kameradschaftlich zusammen auf ihrer Wacht gegen feindliche Flieger. Der Gegner darf nicht durchkommen, nie werden diese beiden Waffengattungen unserer Luftwaffe darüber streiten, wem die Ehre des Abschusses zufällt. Die Hauptsache ist, daß der Gegner eben bei jedem Versuch merkt, daß bei der deutschen Wacht kein Durchkommen ist.

So kurz und sachlich wie die Berichte des Oberkommandos über die erfolgreichen Luftkämpfe, sind auch die Schilderungen unserer Flieger, wenn sie von ihren kühnen Taten erzählen.

Da berichtet ein vierundzwanzigjähriger Leutnant der Luftwaffe, dessen Flugplatz im Rheinland lag, wie er für seine Staffel den ersten Abschuß erzielen konnte.

„Eines Mittags, es war genau 14.40 Uhr, kommt an uns die Meldung von Flakfeuer bei Euskirchen durch. Feindliche Flieger versuchen über deutsches Gebiet vorzudringen. Sofortiger Alarm, die Maschinen starten, ich fliege mit einem Kameraden als fünfte Rotte.

Die Richtung ist klar. Wir haben keinen langen Anflug, bald sichte ich das erste feindliche Flugzeug. Es ist eine englische Blendheim-Maschine. Mit zwei andern, die dann auch vernichtet wurden, hatte sie die deutsche Grenze überflogen und versucht nun weiter einzudringen.

Es ist klar, daß daraus nichts werden darf. Ich ziehe meine Maschine hinter dem feindlichen Flugzeug hoch und lasse mit Maschinengewehr und Kanone feuern.

Unsere Schüsse sitzen. Der Gegner macht eine Abwehrwendung, um aus unserm Feuer zu kommen. Er führt sie aber so ungeschickt aus, daß wir das feindliche Flugzeug jetzt direkt mit der vollen Breitseite vor uns haben. Das ist natürlich ein prächtiges Ziel. Ich sehe, wie der Heckschütze drüben bereits über der Bordwand hängt, er ist schwer getroffen und kann sein MG. nicht mehr bedienen. Unsere nun folgende MG.-Garbe bringt die Blendheim zum Absturz.

Aus etwa 500 Meter Höhe geht es abwärts in die Tiefe. Ein Mann der Besatzung versucht noch bei etwa 30 Meter Höhe abzuspringen. Aber es ist schon zu spät, sein Fallschirm entfaltet sich nicht mehr. Mit dumpfem Aufschlag bohrt sich die Maschine unten in die Erde. Der Luftkampf ist beendet. Wir hatten dem Engländer gezeigt, daß es kein Durchkommen gibt.

Der Luftkampf selbst hat sich in Blitzesschnelle abgespielt. Die Verfolgung hatten wir in etwa 2500 Meter Höhe aufgenommen. Während des Kampfes durchstießen wir die Wolken, in etwa 600 Meter Höhe erfolgte dann der endgültige Abschuß. Wir haben später an der Abschußstelle leere Munitionstrommeln gefunden. Sie waren ein Zeichen dafür, daß sich unser Gegner gewehrt hat. Trotzdem konnten wir an unserer Maschine auch nicht einen einzigen feindlichen Treffer feststellen." –

So schoß ein deutscher Leutnant für seine Staffel den ersten Engländer ab. Sein Gesicht strahlt, als er davon berichtet. Dann aber holt er seinen Bordmonteur und die übrigen Männer des

Bodenpersonals herbei und sagt: „Vergessen Sie nicht, daß ohne deren Leistungen auch mein Erfolg nicht möglich gewesen wäre."

Ein anderer erfolgreicher Jagdflieger aus der Eifel erzählt von seiner Wacht im Westen und einem siegreichen Abschuß:

„Um 13.30 Uhr Feindmeldung in Richtung Trier. Flakfeuer von der Mosel ist gemeldet. Wir starten.

In etwa 5500 Meter Höhe können wir bald darauf Flakwolken feststellen. Nachdem uns so die Spur des Gegners von den Kameraden der Flak gewiesen ist, entdecken wir auch schnell den Gegner. Es ist gegen 14 Uhr, da sehe ich links von mir, in ziemlicher Entfernung ein feindliches Flugzeug. Ich nehme sofort die Verfolgung auf. Als ich auf etwa 350 Meter an die feindliche Maschine herangekommen bin und eben anfangen will, sie unter Feuer zu nehmen, stürzt sich eine andere Rotte auf den Feind. Sie saust derart in mein Schußfeld, daß ich zunächst nicht ans Feuern denken kann. Die andere Rotte aber hat zu groß aufgedreht und soviel Fahrt, daß sie sich nicht hinter der feindlichen Maschine halten kann.

Ich setze deshalb von neuem zum Angriff an und erreiche unmittelbar nach der anderen Rotte die feindliche Maschine. Ich bleibe in gleicher Höhe und etwa 30 bis 50 Meter hinter ihr und gebe dann Feuer. Der Erfolg setzt sofort ein. Ein Mann von drüben rettet sich im Fallschirm. Die Maschine selbst aber stürzt in einzelnen Teilen in die Tiefe."

Einfach und schmucklos ist auch dieser Bericht über den letzten Einsatz eines deutschen Jagdfliegers, über einen Erfolg, auf den er mit Recht stolz sein kann.

Wie ein junger deutscher Jagdflieger einen britischen Aufklärer über dem Emsland stellen und zu Boden zwingen konnte, davon hat er uns selbst einen anschaulichen und packenden Bericht gegeben.

„Es war 15.10", so erzählt dieser Leutnant R., „als ich zusammen mit dem Unteroffizier K., der kürzlich schon erfolgreichen Anteil am Abschuß eines feindlichen Aufklärers hatte, Bereitschafts-

dienst machte. Wir saßen startbereit in unseren Maschinen, als wieder ein feindlicher Aufklärer in einer Höhe von 3000 Meter gemeldet wurde, der gerade Richtung auf unsern Platz hielt.

Sofort wurde der Motor angekurbelt und ich startete, als der britische Aufklärer gerade über meinem Startplatz war. Die Maschine war deutlich als englische Maschine, die aus nördlicher Richtung kam, zu erkennen. Ich ging sofort in die Höhe. Die Flak arbeitete ganz ausgezeichnet mit uns Jägern zusammen und machte mir deshalb die Verfolgung des Gegners leicht. Der Feind mußte mich aber doch bemerkt haben, denn er drehte sofort nach Westen ab und suchte eine Wolke zu gewinnen, in der er zu entkommen hoffte. Er fing zugleich auch sofort mit Abwehrbewegungen an, indem er stark kurvte und mir wenig Gelegenheit zum Zielen bieten wollte. Ich konnte daher zunächst auch nicht recht zum Schuß kommen.

Als der Gegner dann sah, daß ich ihm dicht folgte und nicht mehr von ihm abließ, drückte er sein Flugzeug sehr stark und ging im Sturzflug in eine Wolkendecke, die etwa 200 Meter dick war.

Obwohl meine Maschine keine Blindflugmaschine ist, stürzte ich ihm nach und drückte noch mehr als der Gegner, weil ich ihn auf keinen Fall verlieren wollte. In den Wolken gelang es mir dann, den Engländer zu überholen, und als ich durch die Wolkendecke hindurch war und an deren unterem Ende flog, sah ich den Tommy gerade aus den Wolken über mir herauskommen. Er setzte seinen Sturzflug fort und ging im Anschluß daran zum Tiefflug über.

Nun folgte eine tolle Jagd, wie sie kaum auszudenken ist. Der Engländer war ein tüchtiger, geschickter und wendiger Flieger, der jede Geländefalte, jede Hecke, jeden Graben und jedes Haus zur Deckung benutzte. Wie eine wilde Jagd saß ich ständig hinter ihm. Der Engländer witschte zwischen Bäumen hindurch, ich konnte im Vorbeihuschen geknickte Baumwipfel erkennen, abgerissene Sträucher. Einige Male dachte ich, der Tommy würde Hausdächer mit-

nehmen, aber mit einer Geschwindigkeit von über 300 Stunden=kilometer sprang er dennoch über jedes Hindernis hinweg.

Wir befanden uns bei dieser tollen Jagd manchmal beide nur etwa zwei Meter über dem Erdboden, so daß Zuschauer dieses Luft=kampfes zunächst glaubten, der Engländer sei bereits gelandet. Aber dem war nicht so. Jedesmal, wenn er ein Hindernis überspringen wollte, jagte ich ihm eine Ladung in die Kiste. Ich hatte ihn ständig vor mir, und an ein Entkommen war nicht mehr zu denken. Mir kam dabei die Kenntnis der Landschaft sehr zustatten, da der Schau=platz unseres Kampfes meine Heimat ist.

Endlich hatte ich dann den Tommy soweit, wie ich ihn haben mußte. Ich sah, wie der Führer die Maschine auf die Erde setzte und wie die dreiköpfige Besatzung aus dem brennenden Flugzeug her=aussprang. Ich flog zunächst darüber hinweg, kurvte dann und um=kreiste den Platz der Landung der Engländer. Sie grüßten zu mir hinauf und drückten beide Hände aneinander, als wollten sie mir die Hand schütteln angesichts des ritterlichen Kampfes, den ich mit ihnen führen konnte. Ich öffnete mein Kabinenfenster und winkte hinaus, um dann meinem Flugplatz wieder zuzusteuern.

Am selben Abend kehrte ich zu dem Landeplatz der Engländer zurück. Die Gegner waren gerade wenige Minuten vor meiner An=kunft zur Vernehmung abgeführt worden. Meine Gegner waren Leutnant Casay als Flugzeugführer, Sergeant Frip als Beobachter und Flieger Nelson als Funker und Bordschütze. Die Engländer hatten nicht mehr Zeit gehabt, das Fahrgestell auszufahren, sondern hatten eine glatte Bauchlandung auf einem Kartoffelacker gemacht. Ich erfuhr, daß Flieger und Beobachter unverletzt geblieben waren und nur der Bordschütze einen Streifschuß erhalten hatte."

So hatte dieser deutsche Jäger seinen Gegner, den britischen Aufklärer, zu Boden gezwungen und die Maschine mitsamt ihrer Drei=Mann=Besatzung gekappt. Das war ein echtes Jägerstück, und man ahnt beim Lesen dieser packenden Schilderung nur wenig

davon, in welcher Gefahr auch der Verfolger bei dieser tollen Jagd dicht über dem Boden, zwischen Häusern und Bäumen geschwebt hat, welch hohes fliegerisches Können sich zu diesem Schneid gesellen mußte, um alles zum guten Ende bringen zu können. Es war dem Leutnant R. sicherlich aber eine besondere Genugtuung, diese stolze Leistung unmittelbar in seiner Heimat vollbringen zu können. Er hat im engsten Sinne des Wortes den Feind von der Heimat abgehalten.

Nachdem wir so die Tommys haben stürzen und zu Boden gehen sehen, wollen wir uns nun von einem anderen deutschen Jagdflieger erzählen lassen, wie er bei seinem ersten Abschuß einen Franzmann zu Boden schickte.

Es ist ein klarer Spätsommertag, grell liegt die Sonne über dem weiten Rollfeld eines deutschen Flugplatzes im Westen. Startbereit stehen an den Rändern des Feldes die schnittigen Jagdmaschinen. Sie sind sprungbereit. Ein Alarm, und sie starten. Wehe dem Feind, auf den sie sich stürzen.

Die Bereitschaft streckt sich auf Liegestühlen in der Sonne und wartet auf den Einsatz.

Da tönt der Fernsprecher. Das ist an sich nichts Besonderes. Viele hundertmal am Tage schlägt so ein Fernsprecher an. Es gibt Wichtiges und Unwichtiges, was der Draht zu vermelden hat. Immerhin, bei Einsatzbereitschaft - vielleicht kommt jetzt die erlösende und alarmierende Meldung von Flakfeuer und Anflug französischer Maschinen!

Nein, damit ist es wieder nichts. Aber trotzdem zeigt das Benehmen des Mannes am Fernsprecher, daß dennoch etwas Besonderes los ist. Er lauscht, und ein stolzes Lächeln gleitet mit dem Gehörten über seine Züge. Er ist dieser Meldung so ganz hingegeben, daß er fast die Umwelt vergißt. Dann hängt er ein, streicht eine ihm ins Gesicht gefallene Haarsträhne aus der Stirn und wendet sich seinen Kameraden zu.

Er wirft die Arme hoch, seine Augen strahlen noch die Freude über das soeben Vernommene wieder.

„Kinder, - der erste Abschuß!"

Diese Worte wirken auch wie ein Alarm. Alles springt auf, drängt sich um den Telefonisten. Er muß berichten, muß die kurze Meldung von der Erstbeobachtung des siegreichen Luftkampfes wiederholen. Aber es ist doch nur wenig, was er berichten kann. Die Einzelheiten fehlen, gerade darauf aber sind die Kameraden erpicht. Und von denen weiß der Telefonist natürlich noch nichts. Da müssen schon die Flieger selbst berichten, um ein klares Bild zu bekommen. Immerhin, soviel steht fest: Der Leutnant G. hat für die Staffel den ersten Abschuß gemacht. Ein Franzmann ist erledigt!

Da dröhnt aus der Luft Motorengeräusch nieder. Es dringt näher und näher. Sie kommen!

Zwei Jagdmaschinen drehen eine elegante Platzrunde, dann setzen sie federnd auf und rollen zu ihrem Liegeplatz. Die Kabinenhaube der Jagdmaschine klappt auf und heraus springt mit lachendem Gesicht ein junger Fliegerleutnant, der Sieger.

Die Kameraden, die Monteure, das Bodenpersonal umdrängen ihn. Schütteln ihm die Hände, beglückwünschen ihn. Er kann nur langsam Schritt für Schritt vorwärts. Tausend Fragen muß er auf einmal beantworten. Jeder will etwas anderes wissen. Aber erst muß der Leutnant G. sich auspellen, ein wenig verschnaufen, dann wird er den Kameraden und uns seinen Bericht darüber geben, wie ihm der Abschuß des Franzosen gelang.

Ein wenig später sitzt er dann umringt von allen, die irgendwie abkommen können, und erzählt:

„Ich erhielt heute früh den Auftrag, in 5-6000 Meter Höhe mit meinem Rottenflieger Sperre zu fliegen. Das ist an sich kein allzu aufregendes Geschäft. Wir waren schon einige Male hin und her gependelt, da sehe ich plötzlich in etwa 3500 Meter Höhe einen Hochdecker fremder Bauart fliegen. Ich gebe meinem Kameraden das

Angriffszeichen, drehe selbst ab, um dem Feind den Weg zur Grenze zu verlegen. Dabei feuerte unsere Flak einige gutliegende Richtungsschüsse.

Beim Näherkommen erkenne ich an der Maschine die französischen Abzeichen. Nun greife ich an und jage dem Flugzeug von der linken Seite aus etwa 150 Meter Entfernung die erste Garbe hinein. Aus dem französischen Fernaufklärer schlägt sofort Feuer, ich hatte den Benzintank getroffen. Noch einmal ging ich den Gegner an, dessen Beobachter sich mit einem Zwillings-Maschinengewehr wehrte, ohne indessen bei mir Treffer landen zu können. Bei diesem zweiten Angriff kam ich von rechts hinten und schoß die Kiste zu Bruch, die dann trudelnd und brennend abstürzte. Der Flugzeugführer fiel aus der Maschine, während der Beobachter mit dem Fallschirm absprang. Ich umkreiste den zur Erde schwebenden Franzosen einige Male und sah ihn schwer verwundet in den Gurten hängen."

So lautet die kurze Geschichte von dem ersten Abschuß des Leutnants G. Er und die Kameraden erhoben sich und gingen zu der siegreichen „Messerschmitt", mit der er seinen Luftsieg erfochten hatte. Die Warte waren schon dabei, die Maschine wieder startklar zu machen. Sie tankten „Schnaps" auf, zogen neue Munition ein. An dem Seitensteuer der „ME" aber hatten sie bereits einen weißen Strich angebracht, denn so wird nach guter alter Fliegerweise jeder anerkannte Abschuß einer feindlichen Maschine festgehalten. Es ist für das Flugzeug sozusagen ein Orden, den es sich durch seine gute Haltung im Luftkampf erstritt. Es ist noch viel Platz auf den beiden Seiten des Steuers für solche ruhmvollen weißen Striche, und der Leutnant G. und seine Kameraden, die lächelnd und doch voller Stolz auf diese seltsame Auszeichnung blicken, sehen ganz danach aus, daß diesem ersten weißen Strich noch so mancher andere folgen wird.

Ein Unteroffizier fängt 20 Poilus

Der Unteroffizier Walter Trogisch steht an der Westfront in einer Nachrichtenabteilung. Er hat ein Brieftaubenkommando. Das ist etwas sehr Schönes. Jeder, der Tiere liebt, wird beim Umgang mit Tieren viel Freude erleben, und der Soldat, der die wackeren Helfer unserer Nachrichtentruppe zu betreuen und mit ihnen zu arbeiten hat, mit den Brieftauben oder den Hunden, wird sie als wackere Kameraden im Kampfe hoch schätzen.

In der Lehranstalt für Brieftauben in Spandau hat auch der Unteroffizier Trogisch gelernt, wie man der Brieftaube die Meldehülse am Fuße befestigt, wie man den gefiederten „Nachrichter" in seinem Drang nach dem vertrauten Schlag überlistet und sich ihn für seine dienstlichen Zwecke nutzbar macht. Wie in Polen, haben sich auch im Westen in diesem Kriege die Brieftauben wieder gut bewährt. Sie haben „außerordentlich zufriedenstellend gearbeitet", wird ihnen bescheinigt, und was das bei den „Preußen" heißt, das wissen wir. Das ist das höchste Lob.

Liegt auch das Brieftaubenkommando des Unteroffiziers Trogisch dicht hinter der Front, so wird es ihm mit dem Ablauf der Wochen und ihren verhältnismäßig nur geringen Kampfhandlungen doch etwas langweilig auf diesem Kommando. „Brieftaubenkommando ist ja ganz schön, wenn es mir aber zu langweilig wird, gehe ich nach vorn auf Spähtrupp", sagt Trogisch lachend zu seinen Kameraden.

Daß das aber keine leeren Worte sind, beweist, daß Trogisch schon vom Besuch des Oberbefehlshabers des Heeres, des Generalobersten von Brauchitsch, her, das Eiserne Kreuz II. Klasse wegen seines vorausgegangenen tapferen Verhaltens trägt.

„Geländeerkundung!" das ist ein Auftrag nach dem Sinn unseres Unteroffiziers. Er macht zackig kehrt, dann läßt er sein Kraftrad anlaufen. Es geht nach vorn.

Es ist kein ganz leichtes Fahren. Es hat viel geregnet in den letzten Tagen. Überall stehen noch Wasserlachen. Erde und Lehm sind zu einem zähen Brei verschmolzen, auf dem man bildschön ins Rutschen kommen kann. Trogisch kann nicht oft groß aufdrehen. Streckenweise geht es im Schneckentempo, mit baumelnden Beinen, die rechts und links abstützen, wenn die Karre zu kippen droht. Es geht durch ein geräumtes Dorf, dann eine Strecke an einem Gehölz vorbei, ein Hohlweg tut sich auf. Dann geht es wieder verteufelt langsam bergan, und mit einem Male zischt es verdächtig in der Luft, ringsum schlägt es mit leisem Klatschen in den Boden. Feindlicher Beschuß.

Leidlich gedeckt peilt der Unteroffizier die Lage. Wenn er seine Geländeerkundung weiter ausführen will, muß er sich jetzt von seiner wackeren Maschine trennen. Viel hat er bisher noch nicht feststellen können. Er muß weiter nach vorn, aber mit der Maschine geht es nicht. Die Franzmänner sind recht gut eingeschossen, er würde ein zu verlockendes Ziel bieten, wenn er so weiter vorwärts drängte.

Also abgesessen. Er verstaut das Kraftrad einigermaßen leuchtkugelsicher unter einem Busch, dann macht er sich fertig.

Vor ihm liegen die deutschen Schützenlinien. Wenn er das Gelände gut einsehen will, muß er zu ihnen. Gebückt, sich niederwerfend, wieder aufspringend, kriechend, wie immer ein guter Infanterist sich nach vorn zu schlängeln versteht, ohne dabei dem Gegner eine Zielfläche zu bieten, ohne drüben unangenehm „aufzufallen", robbt er sich nach vorn zu den Schützenlinien.

Ein letzter Sprung, und er steht bei den Kameraden von der Infanterie.

„Mensch, wo kommst du denn her", begrüßt ihn ein Feldwebel von den Schützen. „Hau ab, hier wird es gleich sengerig werden, wir wollen ein bißchen stürmen."

Der Unteroffizier Trogisch horcht auf. Das ist Musik für seine Ohren.

„Stürmen?" fragt er zurück. „Ich soll ja eigentlich nur die Gegend ein bißchen besehen, aber so ein Sturm, das wäre nicht übel. Wo soll's denn hingehen?"

„Drüben, die Waldecke, da hocken ein paar zu neugierige und lebhafte Poilus im Unterstand. Die wollen wir uns einmal ein wenig näher besehen."

„Gemacht. Wo ist euer Alter?"

Der Feldwebel weist ihm den Weg. Trogisch steht vor dem Kompanieführer. Er bittet, an dem angesetzten Unternehmen teilnehmen zu dürfen.

Erst brummt der hohe Herr ein wenig, dann ist er einverstanden. Er kann jeden Mann hier vorn gebrauchen. Und dieser Unteroffizier, der schon das Band vom Eisernen trägt, sieht danach aus, daß er gute Arbeit verrichten wird. „Meinetwegen, wenn's Ihnen soviel Spaß macht."

Trogisch erhält vier Mann zugeteilt, dann beginnt er seine befohlene Erkundung, die er nach seiner Art so schön mit einem Angriffsunternehmen verbunden hat.

Als das Zeichen zum Angriff gegeben wird, geht er mit seinen Leuten vor.

Ziel – der Waldrand!

Aber die Franzmänner sind auf ihrer Hut. Ihre Maschinengewehre belfern los, daß es eine Art hat. Infanteriegeschosse summen durch die Gegend, und zu zielen verstehen die Poilus auch.

Das ist aber kein Hindernis. Das ist vielmehr erst die rechte Begleitmusik zu solch soldatischer Tat. Trogisch ballert eine Handgranate gegen den Waldsaum. Und während es drüben einschlägt und knallt, macht er einen weiten Sprung, der ihn und seine Leute nun am Rande des Waldes stehen läßt.

Vier Franzosen treten ihnen mit aufgehobenen Händen entgegen. Sie sind gefangen. Das schußbereite Gewehr eines Feldgrauen genügt, ihnen die nötige abwartende Haltung beizubringen.

Unteroffizier Trogisch schaut zurück. Er ist mit seinen Männern ein bißchen zu weit vorgeprellt, der Anschluß an die andere Schützen-linie scheint verloren. Und dazu noch diese Gefangenen.

Der Unteroffizier aber ist der Unterführer, wie er sein muß und wie er eine der Hauptstützen unseres Heeres bildet. Er ist von schnellem soldatischen Entschluß, auch wenn er sich plötzlich auf sich allein gestellt sieht. Er weiß auch selbständig zu handeln.

Er verteilt seine vier Männer. Gefangenenbewachung, die andern seitwärts ab, Verbindung nach rechts zu den Kameraden herstellen. Dann geht er allein weiter vor.

Jetzt ist er in seinem Element. Der Wald vor ihm steckt voller Feinde, das ist amtlich. Er wird erkunden, in welcher Stärke, wo die Bunker liegen und was es sonst noch zu wissen gibt. Er nimmt sorgfältig Deckung, denn es ist klar, daß die Franzmänner auch auf jeden Schein einer Bewegung halten werden. Bald steht er dicht hinter einen breiten Baumstamm geschmiegt, bald drückt er sich unter einem Busch flach auf den Boden.

Es kommt eine kleine Bodenwelle mit Gebüsch und hohem Kraut. Zwei Sätze, der Unteroffizier liegt dahinter, schiebt vorsorglich sein Gewehr durch die Zweige, aber nichts rührt sich. Nur von hinten, vom Waldrand her, hört er einige Schüsse.

Zweihundert Meter ist er nun schon allein in den Wald vor-gedrungen. Er hat bisher Glück gehabt. Außer einigen Kratzern, die aber nicht von Geschossen, sondern von den widerborstigen Ran-ken einer Brombeerhecke stammen, hat es nichts gesetzt. Jetzt wird er voll aufdrehen, da er es vorhin auf seinem guten Kraftrad nicht tun konnte.

Er macht wieder einen Sprung. Da bekommt er Feuer.

Regungslos hält er hinter einem breiten Baum, der eine präch-tige Deckung gibt. Dann besieht er sich die Bescherung.

Knapp zwanzig Meter vor ihm liegt ein französischer Unterstand. Von daher haben die Jungens ihren feurigen Segen gesandt.

„Werden wir gleich haben." Trogisch brummt einen seiner schönen Heimatflüche, wie sie in Kyritz, in der Ostprignitz im Schwunge sind, die man aber so ohne weiteres besser nicht wiedergibt. Dann legt er los.

Als erstes saust eine Handgranate gegen den Unterstand. Die saß. Als es aufspritzt, verstummen drüben die Gewehre, dafür aber fängt nun Trogisch an, eine Serie gut gezielter Schüsse aus der Knarre zu jagen. Zur Abwechslung folgt dann wieder eine Handgranate, und da er auch eine Pistole mit sich herumschleppt, fegt er auch noch ein paar von diesen kleinen Mückendingern, die so fein und niederträchtig summen, hinüber.

Rums – da sitzt der Einschlag der Handgranate. Dann pochen die Gewehrschüsse Einlaß begehrend gegen den Unterstand und jetzt summen auch noch die Pistolenkugeln durch die Gegend. Die Franzosen in ihrem Unterstand glauben, daß da eine größere Abteilung über sie gekommen ist, so rasch folgen die verschiedenartigen Schüsse einander. Es ist nicht sehr gemütlich, unter solchem Beschuß abgeschnitten in einem Unterstand zu hocken. Jeden Augenblick können die Deutschen da stürmen, so eine Handgranate hier nach unten werfen, daß alles kurz und klein springt.

Die Franzosen sehen sich mit schreckerfüllten Gesichtern an. Dieser Krieg ist für sie an sich schon eine höchst fragwürdige Sache. Kein Mensch weiß recht, um was es eigentlich geht. Und da soll man sich hier begraben lassen, wo sie ihr lachendes, fröhliches Leben doch so sehr lieben? Der Oberleutnant der Franzosen macht den Seinen eine große, entschuldigende Gebärde. Es bedarf unter diesen Einschlägen und Schüssen keiner großen Erklärungen. Er wird vorangehen.

Hoch die Hände über dem Kopf, so treten zuerst der französische Offizier, dann treu und brav seine Leutchen an das Tageslicht. Es sind insgesamt noch neunzehn Poilus, verstört blinzeln sie in die Büsche.

„Jeder Widerstand ist nutzlos, der Wald ist von zwei Regimen-

tern umstellt", brüllt ihnen Trogisch zu. Er bleibt auf der Hut, hat wurfbereit eine Handgranate in der Rechten. Eine feindselige Bewegung bei denen da drüben, und es setzt eine Ladung, daß ihnen Hören und Sehen vergeht.

Die Franzmänner haben kaum die Hälfte verstanden von dem, was ihnen da der Deutsche zugerufen hat.

„Zwei Regimenter - oh, quel malheur", sie machen verzweifelte Mienen und verhalten sich mucksmäuschenstill. Sie verbinden einander die Wunden und warten ab.

Auch Trogisch wartet. Er steht wie auf Kohlen. Das ist eine verdammt ungemütliche Lage. Rückwärts bleibt noch alles totenstill. Von seinen vier Männern oder den anderen Kameraden ist noch nichts zu sehen und zu hören. Eine Viertelstunde sind seine Leute nun schon unterwegs, es wäre wirklich an der Zeit, daß sie sich wieder einstellten.

Drüben, die Franzmänner, beginnen miteinander zu flüstern. Da ist nur ein Deutscher, das wird ihnen jetzt klar. Dessen zwei Regimenter mögen noch weit, sehr weit sein. Verstohlen blicken sie zu den vorhin abgeworfenen Waffen. Ein kühner Sprung, und man würde sie wieder haben, man würde es dem frechen Kerl da schon zeigen.

„Ruhe - keinen Schritt vorwärts - oder es knallt", brüllt ihnen der Unteroffizier zu, als einer der Franzmänner so einen kleinen halben Schritt vorwärts macht. Er wirft einen Blick auf die Armbanduhr. Nun sind es gleich zwanzig Minuten, seit er sich von den Kameraden getrennt hat. Wenn sie jetzt aber wirklich nicht bald kommen, geht die Sache schief. Auf die Dauer wird diese Lage unhaltbar.

Er preßt die Zähne zusammen. Seine Hand wiegt unbewußt die Handgranate wie zum Schwunge. Wenn sie über ihn herfielen, sie sollten keine Freude dabei erleben. Das steht in seinem Gesicht geschrieben. Und Walter Trogisch hat noch immer gehalten, was er versprochen hat.

Jetzt beginnt auch noch langsam die frühe Dämmerung. Das

fehlte noch, so hier zu übernachten! Ein Ausweg, irgendeine Lösung mußte gefunden werden. Schon überlegt der Unteroffizier, ob er nicht die Gefangenen sich formieren lassen soll, und er, immer mit der wurfbereiten Handgranate in der Faust hinterher, einen Abmarsch nach hinten versuchen sollte, da knackt es auf einmal in seinem Rücken in den Zweigen.

Was hat er früher oft geflucht, wenn seine Rekruten beim Anschleichen wie die Elefanten durch die Büsche brachen, daß man sie weithin hören konnte. Heute waren diese Laute die köstlichste Wohltat, die seinen Ohren widerfahren konnte. Das müssen seine Leute sein. Keinen Blick läßt er von den Franzmännern, er horcht angestrengt nach hinten. Es sind nur wenige, die da näher kommen, eine Gruppe vielleicht, es werden seine Männer von vorhin sein.

Und richtig, sie sind es. Sie machen keine sehr geistreichen Gesichter, als sie so ihren Unteroffizier mit der Gruppe der Poilus wiedersehen. Da gibt es aber keine Zeit zu langem Überlegen. Der Unteroffizier Trogisch gibt ihnen seine Befehle, klar, unmißverständlich. Jetzt ist alles nur noch ein Kinderspiel gegen das Vorangegangene.

Die Gefangenen treten zum Abmarsch an. Sie lassen die Ohren hängen, denn jetzt hat auch der Letzte von ihnen begriffen, daß sie sich einem einzigen Deutschen ergeben hatten. Welch schmähliche Erkenntnis, aber nun ist es zu spät, mit diesen fünf Deutschen war beileibe nicht zu spaßen. Der günstige Augenblick war gründlich verpaßt.

Der Unteroffizier Trogisch aber hat wahrhaft den Teufel im Leibe. Er hat jetzt volles Oberwasser, für ihn ist nun alles im besten Lot.

„Das Maschinengewehr wird selbstverständlich mitgenommen."

Er überzeugt sich, daß kein Schuß mehr im Lauf ist. Dann dürfen sich zwei Franzmänner damit bewaffnen. Ab geht der Zug. Durch den Wald zum Waldsaum, über das Vorgelände hin zu den deutschen Schützenlinien. Der Abend bricht nun herein, die Kameraden zur Rechten haben gute Arbeit getan. Überall ist es jetzt ruhig.

Trogisch prägt sich noch schnell die Gegend ein. Seinen Erkun-

dungsauftrag hatte er im Drang der Geschehnisse verständlicherweise beinahe vergessen. Er hatte ja auch so wahrhaftig alle Hände voll zu tun gehabt. Als er und seine Männer mit den Gefangenen bei den Kameraden eintreffen, schüttelt man zunächst überall die Köpfe. Wie ist so etwas bloß möglich? Ein Mann macht zwanzig Gefangene, holt sie mitsamt ihrem Maschinengewehr mutterseelenallein aus ihrem Unterstand?

Der Kompanieführer läßt sich berichten. Der Unteroffizier macht seine Meldung, er darf über das ganze Gesicht dabei strahlen. Er hat nun ein Anrecht darauf. Der Offizier drückt ihm die Hand. Er freut sich nicht nur über den schönen Erfolg, er freut sich auch darüber, daß ihn sein Blick nicht getäuscht hat, als er diesem tapferen Unteroffizier die Teilnahme an dem Sturm gestattete. Dann hört er die Berichte der vier Kameraden, vernimmt die Gefangenen. Und stellt fest: Es war tatsächlich so, wie es ihm dieser Unteroffizier in aller Bescheidenheit gemeldet hatte. Dieser eine Mann hatte einen Offizier und 19 Poilus gefangengenommen.

Der Draht schickt der Nachrichtenabteilung diese unerhörte Kunde zu. Sie eilt ihm voraus, als nun der Unteroffizier Walter Trogisch wieder zu seinem Truppenteil zurückfährt.

Der Befehl ist ausgeführt. Die Gegend erkundet, wie es weitgehender und gründlicher kaum möglich war. Nebenbei das kleine Stücklein mit den Gefangenen, das war nur eine höchst erfreuliche Zugabe.

Mit Jubel wurde Trogisch bei seinen Leuten empfangen. Er mußte erzählen und erzählen. Das tat er aber eigentlich gar nicht sehr gern, denn wer etwas geleistet, liebt es zumeist nicht, davon nachträglich noch große Worte zu machen. Aber es half nichts, diese etwas langdauernde Geländeerkundung mußte eben gründlich und von allen Seiten durchgesprochen werden. Denn die stolze Tat fiel mit ihrem Abglanz auch auf die ganze Truppe, und da hatte dann ein jeder ein Anrecht, richtig ins Bild gesetzt zu werden.

Vor der Front seiner Nachrichtenabteilung erhielt dann der Unteroffizier Walter Trogisch für seine tapfere und erfolgreiche Tat von seinem Divisionskommandeur im Namen des Führers und Obersten Befehlshabers das Eiserne Kreuz I. Klasse überreicht. Als ihm der hohe Herr die Hand drückte und ihm seine Glückwünsche und seine Anerkennung aussprach, da wollte es dem also Ausgezeichneten fast erscheinen, als wenn man von seiner Tat, die doch nur seine Pflicht war, zuviel Wesens machte. Aber so war es denn doch nicht. Er hatte schon ein Weniges mehr als seine Pflicht getan, und das verdiente doch wohl schon die hohe Auszeichnung als äußeres Zeichen der Anerkennung, die man ihm zollte.

So wurde Walter Trogisch der erste Unteroffizier, dem im Westen das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen worden ist.

Als schöne Beigabe bekam er zudem noch vierzehn Tage Urlaub in seine Heimatstadt Kyritz, die stolz auf ihren Sohn sein kann. Diese Gelegenheit hat der alte Draufgänger dann noch benutzt, um schnell zu heiraten.

Wie aber hatte er doch zu seinen Kameraden gesagt? „Brieftaubenkommando ist ja ganz schön, wenn es mir aber zu langweilig wird, dann gehe ich nach vorn auf Spähtrupp." So hat er es gehalten und so wird er es wohl auch weiterhin halten, dieser Unteroffizier Walter Trogisch, der allein zwanzig Poilus gefangen nahm.

Inhalt

Im Kampf gegen die Übermacht Seite 3
Das Husarenstück von Lomza Seite 11
Ein Armeeführer durchschwamm als einer der ersten die Weichsel Seite 16
Kameraden der Luft Seite 20
Ein deutscher Panzerwagenführer Seite 28
Ein Leutnant siegt und fällt Seite 36
Die Erstürmung des Warschauer Forts II Seite 42
Die unheimliche Kugel Seite 48
Der Schuß auf die „Courageous" Seite 51
Die Sieger von Scapa Flow Seite 59
Deutsche Jäger am Feind Seite 67
Ein Unteroffizier fängt 20 Poilus Seite 75

Bilder vom
Kriege in Ost und West

Bis in die fernsten Winkel Polens dröhnte das eherne Lied der deutschen Motoren



Generalleutnant von Briesen, dessen Division beim Vormarsch auf Warschau einen heldenhaften Kampf gegen vielfache Übermacht bestand



Generaloberst von Reichenau (Mitte) erklärt die Lage bei seiner Armee

Deutsche Panzerwagen auf dem Vormarsch





Ein deutscher Panzerwagenführer
Leutnant Ernst von Krause

Dort, wo er gekämpft, gruben ihm die
Kameraden die letzte Ruhestatt



Luftbild von Warschau während des deutschen Angriffs

Sie stürmten das Warschauer Fort II



Oberleutnant Steinhardt



Leutnant Stolz

Das w a r der britische Flugzeugträger „Courageous"

Sie waren mit dabei

Kapitänleutnant Otto Schuhart, der Kommandant des U-Bootes, das die „Courageous" versenkte



Wieder im Heimathafen. Der Befehlshaber der U-Boote beglückwünscht den erfolgreichen Kommandanten



Der „Royal Oak", der in der Bucht von Scapa Flow versenkt wurde

Der Sieger von Scapa Flow
Kapitänleutnant Günther Prien



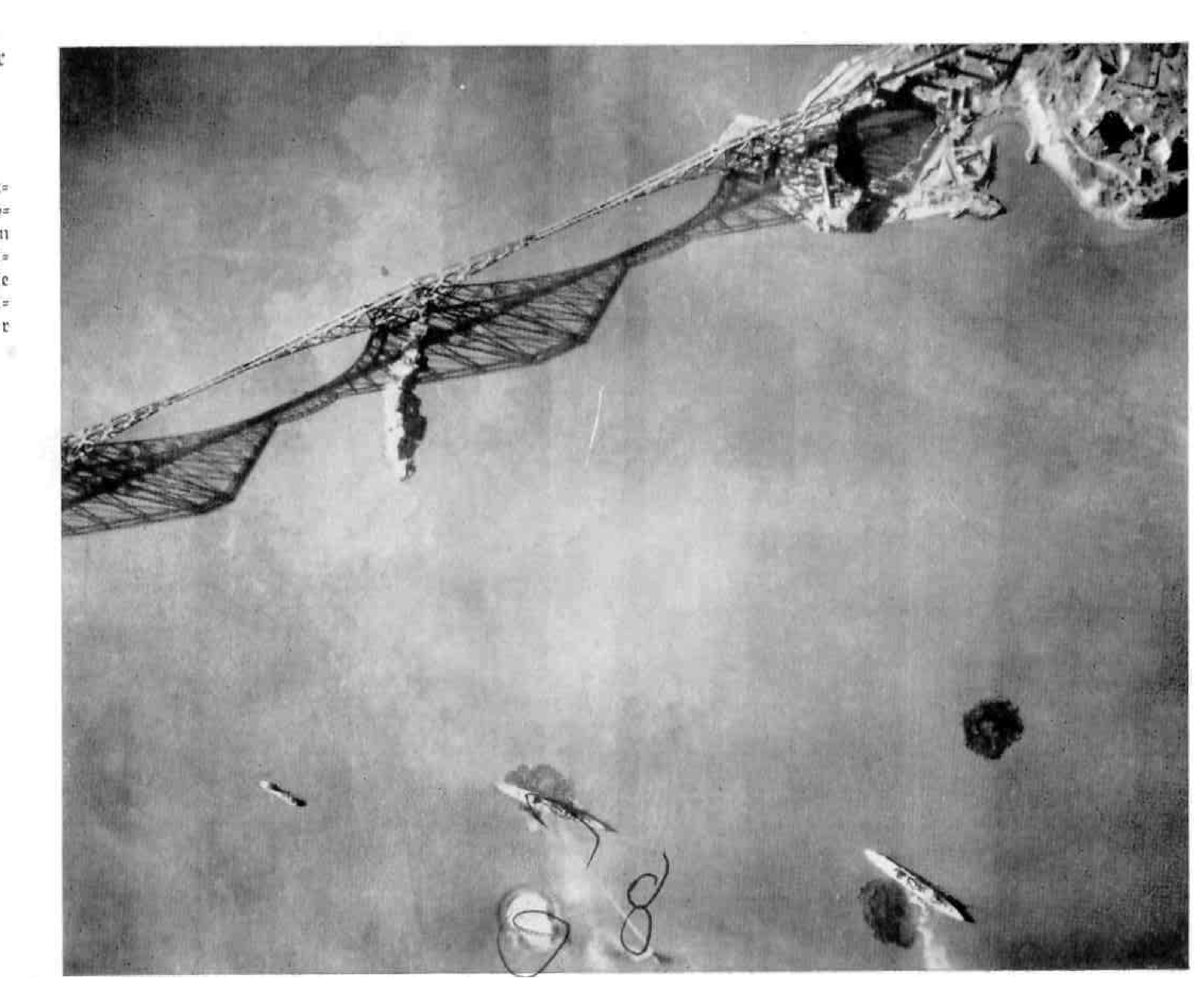
Prien und seine Mannschaft vor dem
Führer in der Reichskanzlei

An Deck des britischen Schlachtschiffes „Repulse“

Er fing 20 Franzosen
Unteroffizier Walter Trogisch

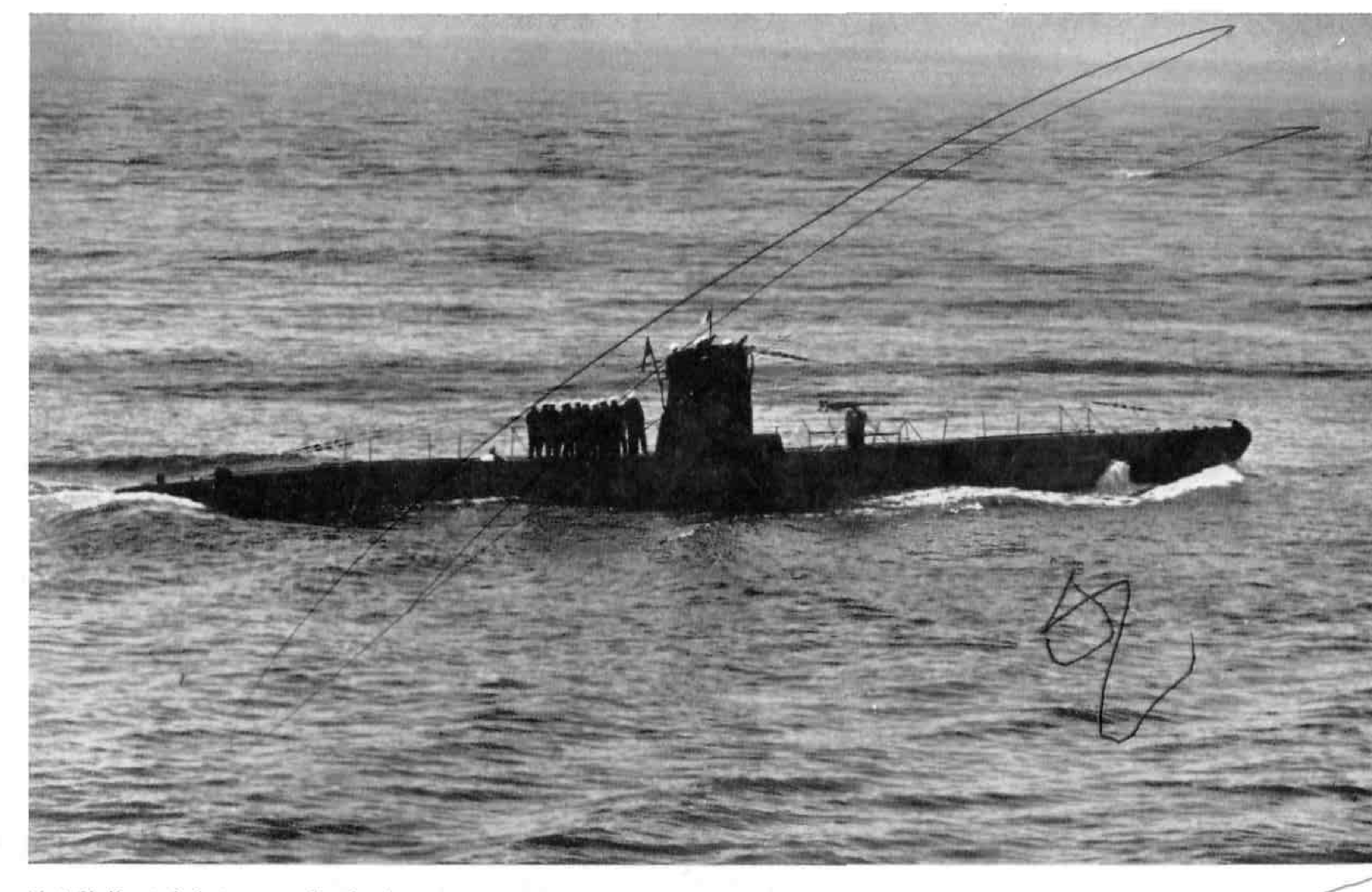


Der Divisionskommandant zeichnet den tapferen Unteroffizier vor der Front aus



Deutsche Flieger über dem Firth of Forth

Man erkennt deutlich neben der großen Brücke über den Firth of Forth britische Kriegsschiffe und die Bombeneinschläge unserer Flieger



Auf U-Boot-Fahrt gegen England